

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Erscheint 18mal wöchentlich.
Bezugspreise:
Kbholer monatl. 70 J., vierteljährl. 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatl. 80 J., vierteljährl. 2.40 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatl. 1 M.,
vierteljährl. 3 M. (ohne Postgebühren).
Einzelnnummer 5 Pfg.

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29.

Anzeigenpreise:
Die Kolonialschiffe in Wiesbaden 20 J.
Deutschland 10 J., Ausland 40 J.,
die Restameile 1.50 M.
Anzeigen-Kunden:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Fernsprecher:
Telefonate und Abonnement: Nr. 109,
Redaktion: Nr. 122; Verlag: Nr. 819.

657 Morgen-Ausgabe.

Freitag, 25. Dezember 1914.

68. Jahrgang.

Das schönste Weihnachtsgeschenk.

Seit 44 Jahren das erste Weihnachtsfest, das die Blüte von Deutschlands Söhnen im Feindeslande zu feiern genötigt ist. Das Felieregeld der Götter wird ihnen durch das Dröhnen der Geschütze, der Schall der Weihnachtskerzen durch das Ausblühen der Schiffe ersetzt. Ein Volk in Waffen steht gegen eine Welt in Waffen. Wahr sein Recht und sein Land. Schmelzt auf blutiger Kriegesstätte den sicheren Frieden der Zukunft. Er kämpft den Sieg durch erschütternden Heldenmut und mehrt seinen Besitz durch Opfer, riesengroße. Zum Nutzen des deutschen Volkes und der ganzen Welt; denn wenn Recht über Unrecht, Wahrheit über Lüge, Niederkeit über Falschheit triumphiert, dann haben alle, die den geraden Weg der Guten gehen, sittliche oder sachliche Vorteile davon. Und um dieser Vorteile willen müssen wir siegen.

Zu so manchem herrlichen Siege, der mit stählernen Waffen errungen wurde, ist jetzt einer getreten, der mit goldenen Waffen errungen ist. Der Ruf „Tragt Euer Gold zur Reichsbank!“ ist nicht ungehört verhallt. Die Reichsbank rief, und alle, alle kamen! Und der Sieg, der dadurch erkochten wurde, drückt sich in der Erniedrigung des Bankdiskonts aus. Ein großartiger Sieg, der unseren Feinden zeigt, daß wir es sein werden, die diesen Krieg am längsten aushalten. Wer aber am längsten aushalten kann, so wird täglich von Freund und Feind gepredigt, der wird Sieger sein. Also müssen wir die Sieger sein, denn wir besitzen das, was zum Kriegsführen gehört, nämlich Geld, im reichsten Maße, und dazu ein unvergleichliches Heer. Unvergleichlich an Manneszucht, Tapferkeit, guter Beschaffung und Zahl. Es ist darum nicht zuviel gesagt, wenn wir die Erniedrigung des Bankdiskonts das schönste Weihnachtsgeschenk nennen, da in ihr die Versicherung des deutschen Endsieges liegt. Und so hängen denn auch die Worte des Reichsbankpräsidenten Haverstein, des Generalfeldmarschalls der deutschen Geldkraft, mit denen er die Herabsetzung begründete, wie ein Armeebefehl. Das deutsche Wirtschaftsleben ist in „normale Bahnen“ eingelenkt; der Beschäftigungsgrad unterscheidet sich überwiegend kaum noch von Friedenszeiten; der Geldmarkt ist flüssig, trotz der viereinhalb Milliarden der Kriegsanleihe wachsen die Einlagen der Banken wie der Sparfassen. Das Gold strömt in die Reichsbank zurück, das Vertrauen auf unsere Wirtschaftskraft ist nicht geringer als das Vertrauen auf unser Heer.

Was geleistet wurde und wird, kann man erst völlig ermessen, wenn man der Vorstellungen gedenkt, die sich vor Ausbruch der Feindseligkeiten Inland und Ausland von den Wirkungen eines Weltkrieges machten. Eine tödliche Panik, Stöden aller Tätigkeit, Verschwinden des Geldes, und, in der Folge, Arbeitslosigkeit, Hunger und katastrophale Verwirrung: das alles ward als unabwendbar vorausgesagt. Namentlich Deutschland sollte dem Nahrungs- und Geldmangel viel früher noch als der Heeresübermacht seiner Feinde erliegen. Wie? Ein Reich, das so zurückhaltend als Geldverleiher war, das vom Ausfuhrhandel lebte und mit Arbeitsleistungen für das Ausland zahlte, konnte rings eingeschlossen, länger als einige Monate aushalten? Die Nachrichten, die über französisch-englische Kabel gingen, schienen die Hoffnungen unserer Feinde zu bestätigen. Wäre Panik in Berlin und ganz Deutschland Volkskämpfen, die nach Brot und Frieden schrien; unerschwingliche Preise für alle Lebensmittel; weder Geld noch Arbeit im Land; so sah im Zerrspiegel der Gegner Deutschland aus.

Was unsere Gegner zu Deutschlands Verderben erhofften — erfuhren sie selbst. Keine Katastrophe des Geldes konnte vollständig und zugleich beschämender sein, als das Verfallen der französischen Wirtschaftsmittel. Niemand war für eine Kraftprobe gerüstet: weder Staat noch Private. Das Metallgeld verschwand, die großen Bankhäuser wankten und mußten Staatshilfe in Anspruch nehmen; während in Deutschland die Guthaben störungslos ausbezahlt wurden, verschloffen sich in Frankreich Milliarden Depositen ihren Eigentümern, die Banken gaben monatlich 5 v. H., die Sparkassen je 50 Fr. der Bareinlagen heraus. Unternehmungen, die an sich die Krise ganz gut hätten überleben können, waren hilflos, weil ihr Geld ihnen verweigert wurde, die Arbeitslosigkeit war noch mehr eine Folge der schlechten Kriegsvorbereitung als des Krieges

selbst. Und schnellste nicht auch in England, dem Lande, das sich rühmte, es spüre nichts vom Kriege, der Diskont sank auf 10 v. H.?

Bei Kriegsbeginn hatte Frankreich einen Goldschatz von 3,2, Rußland gar von 3,8 Milliarden Mark; beide also erheblich mehr als das Deutsche Reich. Der Unterschied ist nur: Sie leben von ihrem Gelde. Frankreich hat lange Zeit hindurch noch nicht einmal die vor dem Kriege begebene Anleihe unterbringen können und hilft sich mit kurzfristigen Anleihen weiter; Rußland kann seine Guthaben im Auslande nicht erhalten und muß Kredit bei den Verbündeten zu demütigenden Bedingungen suchen. Deutschland dagegen erhielt binnen wenigen Wochen, auf Grund seiner Kriegsanleihe mehr als vier Milliarden Mark; der Goldschatz der Reichsbank aber braucht nicht angegriffen zu werden, sondern wächst mit der größten Regelmäßigkeit um wöchentlich 30 bis 40 Millionen.

Wie denn Gleichmäßigkeit eins der erfreulichsten, gesundheitsverbürgendsten Kennzeichen der deutschen Kriegswirtschaft ist. Stieg der englische Diskontsanktion panisch auf 10 v. H., um später wieder auf 5 v. H. zu fallen, so erhöhte sich der deutsche am 31. Juli auf 5, am 1. August auf 6 v. H. Diese Höhe behielt er durch zwanzig Wochen: dann erst, als die Wirtschaft sich dem Kriege völlig angepaßt hatte und eine unbefangene Uebersicht möglich war, sank er auf 5 v. H.

Das will besagen: die deutsche Reichsbank stellt der Wirtschaftsmittel zur Verfügung — fast wieder zu Friedenszeiten. Die reorganisierte Arbeit hat einen normalen Bedarf an Geld und braucht ihn nicht allzuteuer zu bezahlen. Der rechnerische Ausdruck dieser Tatsachen, mit dem man so lange gewartet hat, gibt weder Stimmungen noch ungeprüfte Erwartungen wieder, sondern Wirklichkeit. Er ist die Verkündung des wirtschaftlichen Sieges in Deutschland und darum das schönste Weihnachtsgeschenk.

Taten der österreichischen Flotte.

So klein sie ist, strebt doch die österreichisch-ungarische Flotte den glänzenden deutschen Vorbildern erfolgreich nach. Ihr Unterseeboot 22 und sein Kommandant Vintnerschiffleutnant Egon Perch ist den Spuren unseres „U 9“ und seines Kapitanleutnants Weddigen nachgewandelt. Ja, er hat sich sogar an eine ganze, aus 16 Einheiten bestehende französische Flotte herangewagt und mitten in der sogenannten Dardanellstraße, also auf hoher See des Jonischen Meeres, eines ihrer Großkampfschiffe von der Courbet-Klasse zweimal torpediert.

Uebrigens hatten die Oesterreicher sich schon vorher tüchtig gerührt. In die Kämpfe um Cattaro, das zu Lande von dem montenegrinischen Lovcen-Berge besessen, zur See aber von französischen Schiffen beunruhigt wird, haben sie wiederholt mit Vorstoßen ihrer Kriegsfahrzeuge eingegriffen, auch den Montenegrinern ihre unfreundlichen Gräße durch ebenso wohlgemeinte Erwidern vor Antivari vergolten. Die „Zenta“ hat in einem größeren Seegefecht bereits im August ihren glorreichen Untergang gefunden, wahrscheinlich aber auch einige Franzosen mit in ihr Wellengrab genommen, wie aus angeschwemmten Schiffstrümmern geschlossen wird. Und dann erinnern wir an die „Elisabeth“, die im Hafen von Tignat in treuer Waffenbrüderschaft mit ihren deutschen Schwesterschiffen die gute Sache der mitteleuropäischen Kaiserreiche tapfer verteidigt hat, bis der nahe Fall der Festung die Schiffe zu vernichten zwang.

Wir entbieten zum deutschen Weihnachtsfeste auch unseren treulichen Bundesbrüdern von der österreichischen Seewehr freudlichen Gruß und herzlichsten Glückwunsch! Möge ein glühender Stern über ihr wachen und ihr weitere Ruhmesstaten vollbringen helfen; denen vergleichbar, mit denen sich einst ihre Väter, die Helden von Vissa, geschmückt haben!

Was ist mit dem torpedierten franz. Flaggschiff?

Wie von amtlicher österreichischer Seite mitgeteilt wurde und unsere Leser bereits wissen, ist am 21. Dezember vormittags in der Dardanellstraße am südlichen Ausgang des Adriatischen Meeres das französische Flaggschiff vom Typ der Courbet-Schiffe von zwei Torpedos eines österreichisch-ungarischen Unterseebootes getroffen worden. Die hohe See, die Verwirrung des feindlichen Geschwaders und die selbstverständliche Pflicht des österreichischen Unterseebootes, sich in Sicherheit zu bringen, gestatteten diesem nicht, lange genug zu verweilen, um den Erfolg seines Angriffes fest-

zustellen. Da aber von französischer Seite nichts geschehen ist, um die Dessenlichkeit über das Schicksal des Großkampfschiffes zu unterrichten, darf man wohl annehmen, daß es etwas zu verschweigen gibt. Entweder ist es gesunken oder doch so schwer verletzt, daß es aus der Reihe der kampffähigen Schiffe zu streichen sein wird. Wäre es nur leicht beschädigt davon gekommen, hätte die französische Regierung zweifellos der österreichisch-ungarischen Meldung eine amtliche Berichtigung folgen lassen. Das Ausbleiben dieser Bitte ist auch eine Weihnachtsfreude. Die Schiffe vom Typ Courbet sind noch neu, 1911 und 1912 vom Stapel gelaufen, haben 23500 Tonnen Wasserverdrängung bei 22 Meilen Geschwindigkeit und eine sehr starke Bewaffnung, nämlich zwölf 305 Zentimeter-Geschütze, zweiundzwanzig 14 Zentimeter-Geschütze und die übliche kleinere Artillerie.

Erzherzog Friedrich über die Kriegslage.

Der Kriegsberichterstatter des „N. Zst“, der Dramatiker Franz Molnar, wurde, wie wir schon meldeten, vom Armeeoberkommandanten Feldmarschall Erzherzog Friedrich im Hauptquartier durch eine Unterredung ausgezeichnet. Der Erzherzog sagte außer dem bereits Mitgeteilten über den Gesundheitszustand Kaiser Franz Josefs über die Kriegslage noch folgendes:

Es ist kein Grund zur Besorgnis wegen Serbien vorhanden. Alles ist im Gange und wird eintreffen, was das Vertrauen in die Armee rechtfertigt. Das Terrain in Serbien ist fürchterlich, die Wege unwegsam, das Wetter schrecklich. Es gibt aber kein Hindernis, worüber die nunmehr gestählte Armee früher oder später nicht triumphieren würde. Was die Karpaten betrifft, so bin ich glücklich, daß die Entlastung Ungarns so schon fortgeschritten ist. Ich hoffe, in nicht langer Zeit wird Ungarn vollständig geläubert sein; freilich muß alles besonnen und vorsichtig geschehen, da nicht nur das Leben, sondern auch die Gesundheit der Soldaten gesichert werden muß. Glauben Sie mir, dies bildet Tag und Nacht meine Sorge. — Auf die Bemerkung Molnars, daß die Soldaten dies auch wüßten, antwortete der Erzherzog freudig über die zahlreichen Kundgebungen der Anhänglichkeit, die ihm aus Anlaß seiner Ernennung zum Feldmarschall von allen Teilen des Landes und von den Soldaten, besonders des fünften Korps, dessen Kommandant er gewesen, dargebracht wurden.

Das Gespräch kam sodann auf die Schlacht bei Limanowa, wobei der Erzherzog besonders die Tapferkeit der Leobenburger Kadetten hervorhob und hinzufügte: Auch die Einunddreißiger haben prachtvoll gearbeitet. Petrikau wurde von einem einzigen Bataillon ihres Regiments unter der Führung eines Leutnants erobert. Auf die Mitteilungen, daß die Kaiserin von Limanowa seinen Besuch erwarteten, antwortete der Erzherzog: Leider kann ich mich von hier nicht entfernen. Unsere gemeinsame Aktion mit den deutschen Bundesgenossen legt mir die Pflicht auf, ständig im Hauptquartier zu bleiben und an den gemeinsamen Besprechungen teilzunehmen. Sobald ich einen Tag Zeit habe, gehe ich wieder zur Front, wo ich lieber weile, als hier im Bureau.

Potiorek in den Ruhestand versetzt.

Wien, 24. Dez. (Tel. Str. Brst.)

Feldzeugmeister Potiorek ist auch als Chef der Landesregierung für Bosnien und der Herzegowina in Ruhestand versetzt. Feldmarschallleutnant Stefan Sarkowitsch ist zum Kommandierenden General in Bosnien und der Herzegowina ernannt und mit den Funktionen des Chefs der Landesregierung für Bosnien und die Herzegowina betraut. (Fr. Sta.)

Aus dem Osten.

Die Lage in Polen.

Kristiania, 24. Dez. (Tel. Str. Bln.)

Der Korrespondent der „Daily Mail“ aus Petersburg meldet: Vor einigen Wochen noch konnten die Russen von den Deutschen und Oesterreichern von drei Seiten angegriffen werden, jetzt ist das nur noch von einer Seite möglich, da die russischen Stellungen inzwischen bedeutend verbessert worden sind.

Die räuberischen Kosaken.

Berlin, 24. Dez. (Wg. Tel., Str. Bln.)

Nach einem Telegramm des „L. A.“ aus Dornawatra erzählen russische Gefangene, daß die zahlreichen Plünderungen der Kosaken, die anfangs gebührend wurden, den

russischen Militärbehörden jetzt sehr un bequem geworden sind, weil die Moral der Kosaken untergraben werde. Die Kosaken betrachteten den Krieg mehr als einen Raubzug als einen Feldzug. Der militärische Dienst spiele jetzt bei den Kosaken die zweite Rolle, die Plünderung dagegen die erste Rolle. Selbst die Kosakenoffiziere plünderten als verleidete Kosaken. Infolgedessen werden jetzt die Plünderungen, die früher mit Prügel bestraft wurden, obwohl diese Strafe selten vollzogen wurde, von den russischen Behörden mit der Todesstrafe bedroht. Diese ist auch schon öfters vollzogen worden.

Der „Heilige Krieg“ in Marokko.

Die Lage der Franzosen ist sehr ernst.

Mailand, 24. Dez. (Eig. Tel., Str. Bln.) Nach römischen Mitteilungen der Turiner „Stampa“ ist die Lage der Franzosen in Marokko sehr ernst. In den Gefechten im Monat November verloren sie 33 Offiziere und 1200 Mann.

Nach demselben Blatt hat der spanische Botschafter in Berlin der deutschen Regierung die Besorgnis ausgedrückt, daß der von der Türkei erklärte Heilige Krieg auch die spanischen Besitzungen in Marokko in Mitleidenhaft ziehen könne.

Kämpfe in Angola.

Die Portugiesen ziehen sich zurück.

Mailand, 24. Dez. (Tel., Str. Bln.)

Der portugiesische Kolonialminister erklärte in der Kammer, daß die Deutschen in Angola neue Angriffe unternehmen. Infolgedessen zogen sich die portugiesischen Truppen zurück, um einen neuen Angriff vorzubereiten.

Aus dem Westen.

Neue belgische Banknoten.

Brüssel, 24. Dez. (Nichtamt. Wolff-Tel.)

Der Generalgouverneur hat der Societe Generale de Belgique das ausschließliche Recht zur Ausgabe von Banknoten — zunächst für die Dauer eines Jahres — erteilt. Die Noten erhalten Zwangskurs.

Eine neue Flige der „Times“.

Berlin, 24. Dez. (Nichtamt. Wolff-Tel.)

Die „Times“ behauptete, Generalgouverneur v. Bissing habe die großen belgischen Zeitungen erlaubt zu erscheinen, diese hätten aber, solange der König nicht im Lande und die Zensur nicht abgeschafft, abgelehnt. Diese Meldung ist völlig unwahr. Der Generalgouverneur ist an keine Zeitung herangetreten. Die bisher erscheinenden, von Fachleuten herausgegebenen neuen Zeitungen genügen dem Bedürfnis des Publikums vollständig. Zahlreiche Anträge auf Gründung neuer Zeitungen sind — da ein Bedürfnis nicht vorliegt — abgelehnt worden.

Die Kämpfe im Nordwesten.

Genf, 24. Dez. (Tel., Str. Bln.)

Zwischen der Maas und den Argonnen dauern die Infanteriegefechte fort; namentlich östlich von Guisy und den Höfen Jorges und Bourcuille. Heftige Zusammenstöße bei Bourcuille kosteten den Franzosen große Geländeverluste sowie zahlreiche Tote, Verwundete und Gefangene. Infolge des mit großer Erbitterung geführten Minenkrieges. In der Champagne sollen bei Verthe, Pourlu und Beauesure, wo die Franzosen besonders schwere Verluste erlitten, Artillerie- und Infanteriegefechte über den Besitz einiger wichtiger Stützpunkte entscheiden.

Amsterdam, 24. Dez. (Eig. Tel., Str. Bln.)

Die „Times“ meldet aus Nordfrankreich: In der Gegend von La Bassée finden heftige Kämpfe statt. Die Franzosen operieren von Vermelles aus. Der Feind hat die schwere Artillerie von den Höhen südlich der Stadt zurückgezogen. Es wird angenommen, daß diese Kanonen 10 englische Meilen von Bethune in Stellung gebracht worden sind. Die von Bethune aus operierenden Truppen ar-

beiten Hand in Hand mit den südlicheren Truppen. Die deutschen Stellungen wurden gestern heftig bombardiert. Ein deutscher Flieger ließ einige Bomben auf Bethune fallen. Ein Flugangriff wurde auch auf Amiens ausgeführt.

An der Maas dauert der Kampf fort. Die Deutschen unternehmen mehrere kleinere Infanterieangriffe. Auch Loos, eine Stadt 5 Meilen südwestlich von Digneuville, wurde von ihnen bombardiert, während auf der Front von Neuport-Digneuville deutsche Artillerie gleichfalls ununterbrochen feuerte. Auch Hamscapelle wurde wieder beschossen. — Als deutsche Angriffe auf der ganzen Linie. 2 deutsche Flugzeuge überflogen gestern Doubront. 2 englische Flieger flogen zu ihrer Verfolgung auf, konnten die deutschen Tanben aber nicht erreichen.

Nast 190 000 verwundete Franzosen in 10 Wochen.

London, 24. Dez. (Tel., Str. Brf.)

„Daily Chronicle“ meldet aus Paris: Die französische Heeresleitung teilt mit, daß in der Zeit vom 15. September bis 30. November 189 733 Verwundete in den Hospitälern versorgt wurden, von denen 972 nach der Front zurückkehren konnten. Von den Verwundeten starben 24 Prozent. Im Augenblick stehen 3008 Hospitäler zur Verfügung des Heeres. (Fr. Sig.)

Schluß des französischen Parlaments.

Paris, 24. Dez. (Tel., Str. Brf.)

Die Deputiertenkammer trat gestern Nachmittag zu ihrer zweiten Sitzung zusammen. Der Saal und die Tribünen waren weniger gut besetzt als am Dienstag. Der Präsident stellte sofort die Vorlage betreffend die sechs provisorischen Budgetwörter für 1915 zur Debatte.

Im Namen der Budgetkommission gab deren Vorsitzender Clementel eine Erklärung ab, die mit starkem Beifall aufgenommen wurde. Es heißt darin: Die aufmerksame Prüfung unserer Finanzen und unserer Kriegsmaterials hat auf alle Mitglieder der Kommission den erfreulichen Eindruck gemacht. Ich kann Ihnen mit einem Wort die Versicherung geben, daß ein großartiges Werk, ein wahres Wunder von französischer Energie unter dem Feuer des Feindes vollbracht worden ist, und das ist mit dem Besten unserer Soldaten ein Unterpfand für den Sieg, der um so näher ist, als unsere Verbündeten — wie wir bestimmt wissen — beherzt sind, die wirksame Abwehrung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns durchzuführen und so deren unabwendbare Niederlage herbeizuführen. Die Budgetkommission hat die verlangten Kredite einstimmig bewilligt, und wir sind sicher, daß die Kammer sie ebenfalls einstimmig annehmen wird, um durch diese Einmütigkeit, die von unseren Gegnern gefürchtet und von unseren Verbündeten erwartet wird, einen neuen Beweis dafür zu geben, daß wir vor keiner Anstrengung zurückschrecken, um bis ans Ende durchzuhalten. — Der Generalberichterstatter der Budgetkommission, Meunier, ersucht die Kammer, die Vorlage ohne Änderung anzunehmen. Die Kammer ging sofort zur Abstimmung über die Vorlage über. Die Vorlage wurde mit 561 Stimmen ohne Widerspruch angenommen. Auf Antrag des Abgeordneten Generals Pedoya stimmte die Kammer, entsprechend den Anträgen der Armeekommission, sämtlichen Dekreten zu, die der Kriegsminister seit dem Anfang des Krieges zur Vervollständigung der Bedürfnisse der Armee erlassen hat. Die Abstimmung erfolgte durch Handaufheben. Die Sitzung wurde sodann suspendiert, um dem Senat Zeit zu lassen, ebenfalls die Budgetvorlage anzunehmen. Unterdessen stimmte die Kammer dem vom Senat angenommenen Gesetze zu, wodurch die politischen Wahlen bis zum Ende des Krieges vertagt werden. — Nachdem der Senat schließlich ebenfalls die Budgetvorlage einstimmig angenommen hatte, verlas, wie die „Fr. Sig.“ meldet, der Ministerpräsident Viviani in der Kammer das Dekret, wodurch die außerordentliche parlamentarische Session als geschlossen erklärt wurde.

Staatserlaß für den Schaden von Scarborough.

London, 24. Dez. (Nichtamt. Wolff-Tel.)

Das Meutische Bureau meldet: Der Premierminister richtete an den Bürgermeister von Scarborough einen Brief,

in dem er mitteilt, daß die englische Regierung jeden Schaden, der durch den Angriff der Deutschen an der Küste angerichtet wurde, auf ihre Rechnung nehme.

Verluste in Südafrika.

London, 24. Dez. (Tel., Str. Bln.)

„Daily Telegraph“ meldet aus Johannesburg: Die Verluste der Regierungsangehänger belaufen sich auf 124 Tote, 267 Verwundete und 392 an die Deutschen verlorenen Gefangene. Die Buren hatten 170 Tote und 300 Verwundete.

Amerika und der Dreizack.

Noch ist die deutsche Flotte nicht niedergeworfen, und schon richten sich missgünstige englische Blicke auf die Seemachtsherrschungen der Vereinigten Staaten. Besonders die in den letzten Tagen eingetroffene Nachricht, daß man in Amerika 5 neue Linienfahrzeuge in einem Jahre in Van zu geben beabsichtigt, scheint in England stark verstimmt zu haben. Sie gibt Mr. Archibald Hurd Veranlassung zu folgenden Ausführungen, die gleichzeitig zeigen, wie richtig der bekannte Historiker in der Begründung unserer Flotten-gesetze war und ist.

„Das englische Volk“, so sagt Mr. Hurd im „Daily Telegraph“, „ist sich noch nicht bewußt geworden, daß die Vereinigten Staaten in den nächsten zwölf Monaten die Stellung erreichen können, die wir als die größte Seemacht bisher innegehabt haben. Zurzeit steht ihre Flotte an dritter Stelle, und tatsächlich weitläufig sie an Umfang mit der deutschen. Wenn es zu einer Seeschlacht in der Nordsee kommt, und wir die deutsche Flotte nicht ohne schwere eigene Verluste vernichten, so können wir eines schönen Tages die Entdeckung machen, daß der Dreizack Neptuns in amerikanische Hände übergegangen ist. Von Jahr zu Jahr machen die Amerikaner ihre Schiffe größer und größer, wobei es ihnen auf die wachsenden Kosten nicht ankommt. Trotz allen Geldwäses, daß dieser Krieg das Ende aller Kriege sein werde, sind sie entschlossen, ihre Flotte zu vergrößern, nicht nur was Schiffe, sondern auch was Offiziere und Mannschaft betrifft. Wir wollen uns nichts vormachen. Die amerikanischen Schiffe sind gut in Entwurf und Ausführung und, soweit das gegenwärtige Personal ausreicht, auch gut bemannt.“

Wir wollen die Republik nicht mit Militarismus in Verbindung bringen. Aber die Amerikaner sind offenbar davon überzeugt, daß sie, auch wenn Deutschland geschnitten ist, eine Flotte brauchen, und zwar eine größere Flotte, als sie bisher hatten. Wir stehen also vor der Frage, ob die Admiralität im kommenden Jahre nicht noch mehr Linien-schiffe bauen sollte.“

Das sind ja nette Aussichten, die sich England da eröffnet! Man hatte doch immer geglaubt, daß, wenn der deutsche Militarismus niedergeworfen sei, das Beträuen unter den Völkern aufhören werde! Und schon erhebt sich ein neuer Konkurrent im Weltkampf um die Seeherrschaft. Das muß auch dem bornierten Engländer zu denken geben und Gefühle erwecken, die dem amerikanischen Vetter nicht freundlich sind. Allerdings, so weit geht man doch nicht, Dunkel Sam deswegen mit „Militarismus“ in Verbindung zu bringen. Dieses öde Schlagwort findet Anwendung einzig und allein für den Fall, daß Deutschland es wagt, für die Verteidigung zu Lande und zur See Vorkehrungen zu treffen. Wenn andere dasselbe tun, so ist es eben nicht dasselbe.

Der sozialdemokr. Abgeordnete Wendel zum Offizier-Stellvertreter befördert.

Berlin, 24. Dez. (Eig. Tel., Str. Bln.)

Wie die „B. Z.“ meldet, ist der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Wendel zum Offiziersstellvertreter befördert worden.

Schließung von Straßburger Geschäftshäusern. Liebäugelei mit den Französlingen.

Berlin, 24. Dez. (Eig. Tel., Str. Bln.)

Wie der „B. Z.“ aus Straßburg gemeldet wird, sind drei dortige Geschäfte, darunter das größte Warenhaus Straßburgs, gestern auf die Dauer von drei Tagen von der Polizei geschlossen worden, weil sie Spielwaren in den französischen Farben ausgelegt hatten.

Eva Johanna.

Roman von Arthur Berner.

(Copyright by M. Hentschel, Berlin-Wilmersdorf I.)

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Und so war denn das damals Gefürchtete geschehen. Er, der den ersten Traum ihres Herzens zertrüßert hatte, war da und hatte auf neue ihre Wege gekreuzt. Das Ueberwindene, mühsam Vergessene und Begrabene stand wieder auf und bedrohte ihre Ruhe, ihren Frieden.

Tat es das wirklich?

Rein.

Wollt Mennow würde doch wohl in keinem Falle wagen, jene alten Beziehungen wieder anzuknüpfen oder auch nur an sie zu erinnern.

So viel Zeit, so viel Feingefühl mußte er wohl haben, zumal er darauf gefaßt sein mußte, alle seine Versuche, sich ihr zu nähern, zurückgewiesen zu sehen.

Jedenfalls aber war es Eva Johanna nicht angenehm, daß er hier in der Nähe weilte.

Sollte sie Karl Fleming von der Begegnung Mitteilung machen? Rein. Denn dann hätte sie ihm auch sagen müssen, weshalb sie peinlich berührt davon war. Ein wahres Glück, daß er heute nicht da war. So blieb ihr Zeit, sich zu fassen.

Als sie aber in den großen Flur trat, da sah er schon da und erwartete sie.

Mit freudigem Blicke trat er ihr entgegen, doch er wich sofort zurück, als er in ihr verfürtes Gesicht gesehen.

„Was ist Ihnen, Eva Johanna?“ fragte er. „Ist Ihnen etwas Unangenehmes passiert? Hat vielleicht gar...“

Rein, Karl Fleming. Der tritt mir nach der Rektion, die Sie ihm gegeben haben, nicht mehr in den Weg,“ gab sie, seine Gedanken erratend, zur Antwort.

„Was ist es dann?“ blieb er um so hartnäckiger bei seiner Frage.

Nichts. Ein Kopfschmerz. Ein Druck hier auf der Schläfe, sonst nichts.“

„Dann... soll ich wohl gehen?“

Aber lieber Karl Fleming, wer wird denn gleich so verlegt sein? Ich würde mich nur schnell um, dann komme ich und wir bleiben gemütlich, wie immer, zusammen,“ sie

nicht ihm zu und suchte ihrem Blick den gewöhnlichen freien Ausdruck zu geben. Dann ging sie.

An der Tür wandte sie sich noch einmal um und winkte ihm mit der Hand, in der sie die Karte hielt, noch einen Gruß zu.

Karl Fleming sah der Verschwindenden nach. Auch dann noch, als die Tür sich bereits längst hinter ihr geschlossen hatte.

Eine Welle lag auf seinem Gesicht. Warum war er denn auch der Narr gewesen, zu kommen? Jetzt war es schon das zweite Mal, daß sie etwas vor ihm verbarg. Und er hatte sich eingebildet, daß sie ihn liebte!

Wo war denn das Vertrauen, das zu der Liebe gehört?

„Nun,“ sagte sie, als sie eintrat, „noch immer böse?“

„Wie kann ich das?“ sagte er. „Ich habe doch keinerlei Recht dazu.“

Sie sah ihn ganz erschaut an, sagte aber kein Wort. Auch er sah stumm da mit ineinandergesetzten Händen und starrte zu Boden. Sie und da warf sie einen schenen, heimlichen, suchenden Blick zu ihm hin.

Dann stand sie auf, ging zu ihm hin, trat hinter den Stuhl, auf dem er saß und legte die Hand auf seine Schulter.

„Karl,“ sagte sie weich, „was ist dir?“

„Eva!“ schrie er, denn es war das erste Mal, daß sie ihm das „Du“ schenkte, das zwischen Verwandten sonst üblich ist.

In diesem Augenblicke jedoch, der für zwei Menschen entscheidend sein konnte, ging die Tür auf, und Franz, der Diener, trat ein.

Einen großen, prachtvollen Rosenstrauß in der Hand.

„Dieser Strauß ist soeben für das gnädige Fräulein abgegeben worden,“ sagte er.

„Für mich?“ Eine entsetzliche Angst fleg mit einem Male in ihr auf. „Wer hat die Rosen gebracht, von wem sind sie?“

„Ich weiß es nicht. Ein Junge gab sie hier ab und sagte: das gnädige Fräulein wisse schon, von wem sie kämen.“

Eine solche Rede übergab Eva Johannas Gesicht. Während der Diener den Strauß noch hielt, suchte sie mit nervöser, zitternder Hand nach einer Karte, einem Bilet, einem Reichen.

Nichts.

Und da biß sie die Lippen fest aufeinander. Dann sagte sie: „Nehmen Sie den Strauß wieder mit hinaus. Tun Sie damit, was Sie wollen. Ich nehme keine Blumen von Leuten an, die ich nicht kenne.“

Karl Fleming hatte jede Bewegung, jeden Wechsel im Ausdruck Eva Johannas, mit seinen heißen Blicken verfolgt. Jetzt lächelte er bitter und in diesem Augenblicke löste in seinem Ohr ein Wort, das er schon einmal ihr gegenüber gehört: Amöbiantin.

Als sie sich umwandte, sah sie den Blick in seinen Augen und verstand ihn. Und so weh er ihr tat, so sehr beleidigte er auch ihren Stolz. Dieser Stolz aber drängte die Erklärung zurück, die sie ihm sonst ganz sicher gegeben hätte.

Das Zusammenstehen wurde drückend und peinlich. Er wollte gehen und wartete nur auf eine schließliche Gelegenheit. Die aber kam nicht. Dafür erschien Laura Wendland. Weiterer als je und... mit dem Rosenstrauß in der Hand.

„Mein Gott,“ sagte sie, „die schönen Rosen! Liegen da draußen auf dem Tische und verschmachten. Von wem sind sie denn?“

„Ich weiß es nicht; werfen Sie sie fort, ins Feuer, auf den Dung, wohin Sie wollen,“ antwortete Eva Johanna erregt.

„Ach ihr armen Rosen, was habt ihr denn verbrochen? Von wem kommt ihr wohl? Ah! da habe ich mich geholt. Aber... da ist ja ein Bilet, eine Karte. Da... hier... ganz nach unten gerutscht... Haben Sie die nicht gesehen?“ und sie machte die Rosen weit auseinander und tauchte mit ihrer schönen, weißen Hand tief hinab in das Grün. „Da ist sie.“

Mit halb geschlossenen Augen fixierte Eva Johanna ihre Hand nach der Karte aus.

„Wollt Mennow,“ las sie und ließ die Karte fallen. „O... wie a... lant! Ich scheine ja... bei der Nachbarschaft hier... in... Gnade zu kommen. Nehmen Sie doch die Rosen mit hinaus. Ich brauche sie nicht. Ich weiß nicht, wie ich zu der Auszeichnung komme, von einem Woll Mennow mit Blumen bedacht zu werden.“

Sie hob die zu Boden gefallene Karte wieder auf und riß sie in kleine Stücke, die sie verächtlich zur Seite warf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sultan des weißen Halbmondes.

Hussein Kemal, der Dunkel des abgelebten Abends, ein Sohn Ismaris, hat sich nun doch bereit finden lassen, den durch Englands Gewalttätigkeit verwaisten Thron im Nil-lande zu besteigen. Anfangs sträubte er sich; verwandtschaftliche Rücksichten dürften ihn weniger dazu bestimmt haben, als vielmehr die Zweifel, ob die britische Macht Ägypten wieder die von allen Seiten anstürmende Feinde halten kann. Dies Vertrauen scheint ihm nun in der Zwischenzeit beigebracht worden zu sein.

Die ägyptische Scheinherrlichkeit wird von den klugen Engländern vollkommen neu aufgezogen, wenn auch in geschickter Anlehnung an das Bestehende. Der rote Halbmond mit dem Stern, das türkische Hoheitszeichen, ist abgeschafft, an die Stelle gesetzt sind drei weiße Halbmonde mit drei Sternen. So werden in neuer Fassung die den Mohammedanern gewohnten Symbole beibehalten. Der neue Herrscher erhält den Titel Sultan. Das ist nicht nur eine äußerliche Titelfrage, dahinter verbirgt sich der Plan, dem Sultan in Konstantinopel einen gleichwertigen Vereinigungspunkt für die mohammedanische Vokalität entgegenzusetzen, wenn möglich mit der Zeit ein neues, womöglich das Kalifat zu errichten. Bis zum sechzehnten Jahrhundert residierte bekanntlich das geistliche Oberhaupt der Gläubigen am Nil, wohin es ungefähr dreihundert Jahre früher von Bagdad übergesiedelt war. Wenn dann der englische Plan, der seit langer Zeit vertrieben wird, gelingen sollte, die heiligen Orte des Islam unter britische Herrschaft zu bringen, das heißt, sie dem neuen Sultan und Kalifen in Kairo direkt zu unterstellen, so würde das auf die mohammedanische Welt von einem gewissen Einflusse sein, allerdings nur von einem beschränkten, denn die Mehrzahl der Mohammedaner ist heute schon viel zu aufgeklärt, um ihre religiösen und politischen Empfindungen ausschließlich davon abhängig zu machen, daß die heiligen Stätten sich im Besitze des Kalifen befinden. Ausschlaggebend dürfte immer bleiben, daß er sich politischer Unabhängigkeit erfreut. Darum wird ein auch mit allem äußerlichen Pomp, allen Wahrzeichen der Würde ausgestatteter Gegenstand niemals allgemein anerkannt werden, wenn er tatsächlich nur die Drahtpuppe in der Hand einer europäischen Macht ist.

Zunächst wird das Schwert zu entscheiden haben, ob über den Gewässern des heiligen Nilflusses der alte rote Halbmond oder die neuen weißen Halbmonde als Hoheitszeichen leuchten werden.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 25. Dezember.

Die nächste Nummer erscheint des Weihnachtsfestes wegen am Montag, 28. Dezember, früh zur gewohnten Zeit.

Unsere Schalterräume, Nicolassstraße 11, sind am Sonntag, 27. Dezember, von vormittags 11 bis 1 Uhr, geöffnet. Wir bitten, eilige Anzeigen und Druckfachen, die für die Montagsausgabe bestimmt sind, in dieser Zeit aufzugeben.

Kriegsweihnachten 1914. Als Weihnachtsgabe bieten wir unseren Lesern heute eine besondere Beilage, an der außer hervorragenden Schriftstellern und unseren Kriegsberichterstellern, nicht weniger als neun der hervorragendsten Führer der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mitgearbeitet haben. Wir sind überzeugt, unseren Lesern daheim und im Felde die größte und freudigste Überraschung mit den Aussprüchen dieser Männer zu bereiten, denen wir alle, denen das Vaterland zu größtem Danke verpflichtet ist. Die Briefe sind ja gewissermaßen über die Redaktion hinaus an alle Bezahler unseres Blattes gerichtet. Unseren Lesern empfehlen wir, die Weihnachtsnummer, insbesondere auch die Weihnachtsbeilage ihren im Felde stehenden Verwandten und Freunden zuzufenden.

Etwas von der „Völler Kriegszeitung“.

Von unserem nach dem Westen entsandten, vom Großen Generalstab genehmigten Kriegsberichterstatler.

Großes Hauptquartier, 21. Dezember 1914.

Die größte Zeitung Nordfrankreichs war bis zum Kriege das „Echo du Nord“ in Lille, mit einer Auflage von 200 000 Exemplaren. Ihr Betrieb besaß 9 Schmalzmaschinen, eine zweifelhafte Gießmaschine und eine große Lithographie, die auch für die Universität und die Stadt Lille Arbeit lieferte. Das Blatt beherrschte das industriereiche Departement Pas de Calais. Redaktion, Administration und Druckerei waren in einem Gebäude auf dem Marktplatz untergebracht, das in hygienischer und sozialer Hinsicht allem Hohn sprach, was eine vernünftige Gewerbehygiene und Ordnung verlangen kann. Der Zugang zu dem Maschinenraum war kaum 1 Meter breit, alle Räumlichkeiten waren feuergefährlich und starrten von Schmutz, als die Deutschen am 12. Oktober in Lille einzogen. Aber dieses Blatt machte sich an, über alle Einrichtungen Deutschlands hinweg zu urteilen, bis die deutsche Invasion auch diesem Echo die Sprache raubte.

Zwei Monate schwieg es still, dann aber kamen die deutschen Barbaren und erwogen, ob aus diesem Blatte nicht doch etwas zu machen sei. Und man kam zu einem prächtigen Ergebnis. Am 9. Dezember überbrachte die Armee des bayerischen Kronprinzen ihre Angehörigen durch eine fliegende Zeitung, die „Völler Kriegszeitung“, deren fliegende Beilage sogar illustriert ist. Der Illustrator ist der berühmte Zeichner der „Jugend“ und des „Simplicissimus“, Walter Arnold, der ebenso wie die neun Seher des Blattes direkt aus den Schützengräben in die Druckerei geholt wurden. Der Tarif ist wohl niedriger als in der Heimat, jetzt arbeitet man ja aber für das Vaterland. Die Seher und Drucker in der grauen Felduniform gründeten einen Ortsverein des Deutschen Buchdruckerbundes für Lille und stehen unter der Führung des Faktors einer der größten Münchener Buchdruckereien, Bommer, der als einfacher Kanonier Dienst tut.

Die Zeitung ist sehr geschickt zusammengestellt. Ihr Chefredakteur ist der bekannte Romanschriftsteller und Schriftleiter des „Dasein“, Paul Oskar Höder, das Feuilleton leitet der Dichter Georg von Ompeda, der als Johanniter Dienst im Felde tut. Mitarbeiter sind Offiziere und Soldaten; die schiden ihre Beiträge aus den Stuben des Armeekorps ebenso wie aus den Schützengräben, denen die Dichter auch nicht fehlen. Sie

Die Freunde unserer Zeitung

werden gebeten, in den Gasthöfen, Restaurants und Cafés, besonders aber von den Zeitungsverkäufern nur die

Wiesbadener Zeitung

zu verlangen. Sie bringt die neuesten Depeschen so schnell, dass ihr darin keine andere Zeitung zuvorkommt.

Kriegsweihnachten!

Das diesjährige Weihnachtsfest ist so ganz anders wie in all den Jahren vorher. Mitten im Kriege, umgeben von einer Welt von Feinden, begehen wir diesmal das Christfest. Und doch feiern wir das Weihnachtsfest in diesem Jahre wieder wie immer beim hellleuchtenden Tannenbaum. Aber doch ist's ein anderer Tannenbaum, der diesmal am Weihnachtsabend leuchtet. Der Christbaum vom vorigen Jahre ließ es uns nicht ahnen, was sein Bruder in diesem Jahre bringen würde. Aber siehe, gleichwohl ist er der alte geblieben: stolz und schlank steht er, der alte deutsche Tannenbaum, und grüßt die Kinder seines Volkes von den Kameraden in Germaniens dunklen Bergeswäldern. Ist's nicht, als bräute er uralte Nutenkunde von einem großen, klugen, mächtigen Volke mit eisernem Sinn und eiserner Kraft, das durch Jahrtausende seines Lebens in nie verfliegender Macht seit grauer Vorzeit entartete Völker aermalmte, weltbeherrschende Staaten zertrümmerte und Reiche über Reiche neu erschuf? Und zuletzt schuf es ein eigenes, sein großes, teures, geeintes Deutsches Reich, das mächtigste der ganzen Erde. Nein, nicht Trauer und Schmerz bringt er uns, der Weihnachtsbaum von 1914, aber auch nicht die Erfüllung der herrlichen, gewaltigen Weihnachtsbotschaft: Frieden auf Erden! „Auf, auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!“ So künden seine Ähren Licht und froh, und uns ist, als webe sich in den trauten Nichtenfranz hinein das magische Grün einer großen, einer unendlich erhabenen Hoffnung, die, noch nicht Form geworden, das Kinderherz unseres ewig jungen Volkes plötzlich neu erfüllt. Ahnungslos ruht unser Blick auf dem strahlenden Nichtenbaum. Ein Bild voll stolzer Zuversicht, mit der sich Lieb' und Milde paart. Ist's nicht die neue Seele des deutschen Volkes, das jetzt zu einem einig' Volk von Brüdern geworden ist, mit deren Klängen der uralte Tannenbaum diesmal zu uns spricht? Auf, auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!

Kriegsweihnachten! Wenn auch Granaten und Schrapnell den Weihnachtsbaum der Feinde bilden, und wenn auch mancher deutschen Mutter Sohn am heiligen Abend den letzten Gruß mit brechendem Auge in die Heimat landete, so feiern wir alle doch ein deutsches Weihnachtsfest. Denn was an Jungfräulein und Wärme, an heimlichem Sehnen und harter Lebensbejahung das deutsche Herz umschließt, alles Empfinden, das sich in dem Worte „deutsche Religiosität“ ausdrückt, das wandert am diesjährigen Weihnachtsfest auf bunten, schimmernden Ästern herüber und hinüber vom Schlachtfeld zur Heimat und von der Heimat wieder zurück zu unseren Helden, und es wird uns umspinnen und neues, unbefangenes Vertrauen auf die Zukunft und den Sieg in unsere Herzen senken. Und die, die für uns da draußen kämpfen, auch ihnen wird das Weihnachtsfest nahe gerückt durch Gaben aller Art, von treuerfandener Hand gesandt. Berge von Paketen und Kästen sind hinausgeschickt worden, und wir wissen es, keiner der Tapferen im Felde wird am Weihnachtsfest ohne einen Gruß aus der Heimat bleiben.

Rauhe auf mit tausend Jungen,
Trautes, altes Weihnachtslied,
Das es unsern grauen Jungen
Mächtig durch die Seele zieht.
Die in Nacht und Stille liegen
Gleich den Hirten auf dem Feld.

sind ebenso aus allen Teilen Deutschlands, wie die Seher, die ebenso der „Königshin“ wie dem „Tecklenburger Kreisblatt“ in Hofheim angehören. Sogar ein Druckerprinzipal hilft wader am Sehkasten mit. Auch die Auflage darf verraten werden: sie hat 20 000 bereits überschritten.

Und nun ein kleine Blütenleise aus der zweiten Nummer, die eben noch feucht aus der Maschine kam. Der Zeitartikel erzählt manches von der französischen Artillerie. Stabsarzt Dr. Hesse schreibt über die Gesundheitspflege im Felde, der Herr Schriftleiter über „Das Mädchen von Lille“. Das Feuilleton enthält eine lebenswichtige Schmutznote an die Adresse der Mannschaften, die den unüberwindlichen Titel „Mauskalt!“ führt und in wirklich zu beherzigender Weise davor warnt, den Landeseinwohnern Mitteilungen über Truppenbewegungen zu machen. Es heißt darin: „Es ist vorgekommen, daß unsere Leute den Franzosen erzählt haben, sie gingen nach Russland. Das darf nicht sein. Auch nach Hause darf Derartiges nicht geschrieben werden. Auch die so beliebte Färbung von Kriegstagebüchern ist durchaus nicht wünschenswert. Der Inhalt eines solchen Buches kann für den Feind wertvolle Fingerzeige enthalten. Jedenfalls muß vermieden werden, daß derartige Aufzeichnungen in Feindeshand fallen. Das gilt auch von dem Inhalt der Briefe aus der Feldweide.“

Hauptmann Siegfried von Volkmann hat ein „Männerlied vom Sterben“, ein Jäger zu Pferd ein deutsches Reiterlied gedichtet. Die „Kriegsflugblätter“ zeigen im Titelbild einen bayerischen Vandalen, der vor seinem Quartier gemächlich die Pfeife raucht und dabei meint: „Des häß' i a net glabt, daß i no amal an Hausheer mach'n kunn in Frankreich!“ „Sufemisch auf dem Kriegspfade“ wird wohl eine ständige Figur in der humoristischen Ecke bleiben.

Von Humor zeigen auch folgende, von Soldaten eingeleitet:

Wegen Platzmangel abzugeben ein Piano, ein lebender Ander, eine Venus (Marmor), eine zweifelhafte Meißingbettstelle, eine Kugelfeile, ein englisches Bootbad, ein paar Cassianmorgenschuhe, ein Schautelstuhl, ein Paar Schlittschuhe.

Gefreiter Lemke, Schützengraben rechts der D-ferme. Bei Befestigung bitte gebüht einzutreten.

Schwimmunterricht erteilt Reservist Haberlein, Schützengraben der dritten Kompanie des Infanterieregiments (naß).

Als Damen-Fmitator empfiehlt sich William Pipe im schottischen Hochländerregiment, zurzeit abkommandiert nach Deutschland.

Die da kämpfen, die da siegen
Gegen eine ganze Welt.

Küh' die Herzen aller Mäden
Mit dem Sang aus alter Zeit.
Deutsche Weihnachts, bring' uns Frieden,
Bring' uns Sieg nach langem Streite!

Das rote Kreuz als Weihnachtsmann.

Zur Weihnachtsfeier der hiesigen Teillazarette und der in und bei Wiesbaden untergebrachten Erasmannschaften und Rekrutendepots hat die Abteilung 3 vom roten Kreuz eine erhebliche Beisteuer geleistet. Es war für diese Abteilung eine dankenswerte Aufgabe, nachdem die großen Sendungen nach der Front befördert waren, nunmehr auch der Krieger in der Heimat zu gedenken. Nicht nur den in den Lazaretten liegenden Verwundeten, sondern auch der großen Anzahl von Erasmannschaften und Rekruten, die in und bei Wiesbaden untergebracht sind, wurde eine Weihnachtsfeier bereitet.

Für jedes der hiesigen Teillazarette hatte die Gesundheitsbehörde durch Vermittlung des roten Kreuzes je einen Tannenbaum zur Verfügung gestellt. In einzelnen Teillazaretten waren Sammlungen veranstaltet worden; diese Sammlungen wurden dann durch die Abteilung 3 des roten Kreuzes ergänzt, jedoch jedem Verwundeten eine Wollschale, eine Anzahl Zigarren, ein Stück Seife nebst Seifenlappen, Weihnachtsgebäck, ein kleines, praktisches Geschenk und auch etwas Leisehoff gegeben werden konnte.

Den Erasmannschaften und Rekrutendepots wurden Wollschalen und Zigarren gegeben, und zwar wurden nur die Mannschaften bedacht, die vom Bataillon dem roten Kreuz als würdig bezeichnet worden waren und die für die Festtage nicht in Urlaub gingen.

Auf diese Weise sind insgesamt verteilt worden:

1. An Lazarette: 445 Genden, 211 Paar Unterhosen, 190 Unterjassen, 211 Paar Soden, 152 Leibbinden, 132 Paar Pulswärmer, 10 Paar Handschuhe, 90 Taschentücher, 10 Paar Hosenträger, 1175 Zigarren, 2080 Zigaretten, 665 Paß Tabbad, 1195 Stück Seife mit Wollschlappen, 1154 halb Pfund Schachteln Gebäck, 832 verschiedene kleinere Geschenke.

2. An die Erasmannschaften und Rekrutendepots: 1277 Genden, 332 Paar Soden, 23 Wolltücher, 282 Kopfschüler, 33 Paar Unterhosen, 214 Leibbinden, 59 Unteranzüge, 741 Paar Pulswärmer, 298 Paar Kniwärmer, 22 Paar Handschuhe, 106 Wolljassen, 234 Ohrenschüler, 4 Brustwärmer, 2 Paar Hosenträger, 12 050 Zigarren, 601 halb Pfund Schachteln Gebäck, 195 Schachteln Briefpapier.

Militärische Beförderungen. Dem „Militär-Wochenblatt“ entnehmen wir folgende Beförderungen: Freiherr von Falkenhause, General der Infanterie und Oberbefehlshaber der Armeegruppe Falkenhause, zum Generaloberst befördert, Freiherr von Bissing, General der Kavallerie, jetzt Generalgouverneur in Belgien, zum Generaloberst befördert, Generalleutnant Prinz Friedrich Karl von Hessen, Chef des Infanterie-Regiments Landgraf Friedrich I. von Hessen-Kassel (1. turkestanisches) Nr. 81 à la suite des 1. Gardebrigade-Regiments unter Enthebung von dem Kommando des erigierten Regiments zum General der Infanterie ernannt, Freiherr von Gall, General der Infanterie, stellvertretender Kommandeur des 18. Armeekorps, hat das Patent seines Dienstgrades erhalten, Oberleutnant von Dettin, im Jäger-Regiment Nr. 80, Oberleutnant Kowward, im Feldartillerie-Regiment Nr. 27, zur Dienstleistung bei der Artillerie versetzt in Straburg kommandiert, zum Hauptmann befördert. Zum Oberleutnant befördert von Rahmer im Jäger-Regiment Nr. 80, kommandiert zur Dienstleistung als Inspektionsoffizier für die Verpflegung der Kriegsschule in Reiffe. Zum Hauptmann befördert Oberleutnant der Reserve Storch im Jäger-Regiment Nr. 80, Oberleutnant Baumann (Wiesbaden) vom Landwehr-Regiment Nr. 1, und Oberleutnant a. D. von Versauer in Höchst a. M. vom Jäger-Regiment Nr. 80, zum Rittmeister ernannt: Oberleutnant der Landwehr-Kavallerie zweiten Aufgebots Andreae (Wiesbaden), jetzt beim Stabe der 42. Infanteriebrigade.

Weihnachtsfeier im Teillazarett Hotel „Reichspost“ (vom Reservelazarett 1). Denjenigen Verwundeten, die nicht in die Heimat reisen können, das Weihnachtsfest zu erleben, und denen, die in Weihnachtsurlaub fahren, einen Vorgesmack der zu erwartenden Stunden zu geben, vor

Rudolf Herzog, der bekannte Romanschriftsteller, der an der Front Studien macht und den Landwehrlenten seine Gedichte im Schützengraben vorliest, feierte ein Gedicht bei. Es sei hier wiedergegeben:

Thielemann.

Wir fanden ihn am vierten Tag.
Am Waldrand wie eine Schildwache lag,
Tornister und Mantel aufgeschlagen,
Die schweren Hosen im Stiefel verpackt.
Gewehr fest an den Leib gezogen —
Unvorsichtsmäßig der Helm war verbogen.
Der Helm! — Nun saß er zu weit im Schopf,
Ein Granatstück nahm den halben Kopf.

Der General stand sinnend vor dem Mann.
Er sah wohl den Ring am Finger an ...
Den dritten Trauring aus Handwerksgold ...
„Schändliche Landwehr“, er leise grollt.
„Frau, Kinder zu Haus. Richte aus für den Thron
Und liegt wie ein Wild vier Tage schon.“
„Exzellenz, die Granaten!“ „Ach was, laß sie fliegen,
Ich lasse einen Kameraden nicht liegen.“

Sechs Schuh lang wurde das Grab gemacht,
Darin hielt nun der Sechse weiter die Wacht.
Warm wurde die Erde ihm übergedeckt,
Dazwischen der Helm im grünen Rasen.
Jah nahm ihn noch einmal und sah nach dem Namen
Und las im Rhythmus des Abendseins:
„Thielemann, Reserveregiment Hunderteins.“

Die Nacht der Champagne brach frühelnd an,
Von der Heimat träumte der Thielemann,
Von Frau und Kind und Hammer Schlag,
Und er träumte vom dritten Mobilmachungsstag,
Der die Landwehr rief. Und die Landwehr kam,
Raum, daß sie hastigen Abschied nahm.
Und der Thielemann träumte, in Kaff gebettet,
Von der Heimat, der Heimat, die auch er nun gerettet
Und mit den Seelen im bunten Gewimmel
Jag auch des Thielemanns Seele zum Himmel,
Dalt! Schrie der Wirtner, wo ist dein Ruhm?
So kopflos geht's nicht ins Heiligtum.
Da sprach Gott Vater in göttlichem Scherz:
„Was braucht er viel Kopf? Er hatte Herz!
Dein General, mein Sohn, war ein guter Kenner,
Tritt ein. Auch ich lieb die Thielemann.“

Julius Firsch, Kriegsberichterstatler.

DEUTSCHE BANK

BERLIN W.

Aktienkapital und Reserven 420 Millionen Mark.

Im letzten Jahrzehnt (1904—1913) verteilte Dividenden: 12, 12, 12, 12, 12, 12¹/₂, 12¹/₂, 12¹/₂, 12¹/₂, 12¹/₂⁹/₁₀.

FILIALEN:

Aachen, Barmen, Bremen, Brüssel, Crefeld, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, Konstantinopel, Leipzig, London, München, Nürnberg, Saarbrücken.

ZWEIGSTELLEN:

Augsburg, Berncastel-Cues, Bielefeld, Bocholt, Bonn, Chemnitz, Coblenz, Cronenberg, Darmstadt, M.-Gladbach, Hagen, Hamm, Hanau, Köln-Mülheim, Meissen, Neheim, Neuss, Offenbach a. M., Paderborn, Remscheid, Rheydt, Solingen, Trier.

DEPOSITENKASSEN:

Bergedorf, Deuben, Goch, Idar, Langerfeld, Lippstadt, Moers, Opladen, Potsdam, Radeberg, Ronsdorf, Schlebusch, Schwelm, Soest, Spandau, Vegesack, Velbert, Wald, Warburg.

WIESBADEN: Deutsche Bank Zweigstelle Wiesbaden,
Wilhelmstr. 22 (Ecke Friedrichstr.)

2042

Eröffnung von laufenden Rechnungen. Depositen- und Scheckverkehr.
An- und Verkauf von Wechseln und Schecks auf alle bedeutenderen
Plätze des In- und Auslandes.

Einziehung von Wechseln und Verschiffungsdokumenten auf alle
überseeischen Plätze von irgendwelcher Bedeutung.

Rembours-Akzept gegen überseeische Warenbezüge.

Bevorschuung von Warenverschiffungen.

Vermittelung von Börsengeschäften an in- und ausländischen Börsen,
sowie Gewährung von Vorschüssen gegen Unterlagen.

Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust im Falle der
Auslosung.

Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren.

Vermietung von Schrankfächern (Safes) in den für diesen Zweck
besonders eingerichteten Stahlkammern.

Die Deutsche Bank ist mit ihren sämtlichen Niederlassungen **amtliche Annahmestelle** von Zahlungen für Inhaber
von Scheck-Konten bei dem Kaiserl. Königl. Oesterreichischen Postsparcassen-Amte in Wien.

Die Hände auf für Liebesgaben!

27. Gabenverzeichnis.

Es gingen weiter ein für die Zentralkasse der Sammlungen für die freiwillige Hilfsleistung im Kriege, **Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden**, in
der Zeit vom 19. Dezember bis einschließlich 23. Dezember 1914:

Durch das Bankhaus Marcus & Cie: Frau A. Deitelweiss 50 M.; gesammelt im Krankenpflegerkurs von Herrn Dr. G. Meyer 36.50 M. — Stefan Bickel (5. Gabe) 20 M. — Helmut Buchholz (für den Ehen) 10 M. — Gerda Buchholz (für den Ehen) 10 M. — Frä. Edelgard Buchholz (für die deutsche Offizierswittwen) 1 M.

Durch die Deutsche Bank Zweigstelle Wiesbaden gingen ein: Heinrich Hunten 1000 M.; Dr. R. D. 10 M.; Kaviar- versicht 10 M.

Erlös aus Gutscheinen der Adler-Drogerie 1.95 M. — Erlös aus dem Verkauf von Kriegerkarten von Frä. Vogel 135 M. — Entler, Friedrichstraße (Quartiergeld) 25.20 M. — Verlag Frankfurter Verlag Berlin 10 M.

Gesammelt von Schülerinnen der Schule an der Stift- straße 3.55 M. — Konsul Karl Glade 500 M. — Frau Heinrich Glädel (Quartiergeld, 2. Gabe) 32.20 M. — Frau Goerh (für die Krieger im Felde) 50 M.

Frau von Dafe und Töchter (für die deutsche Offiziers- tochterwittwen) 4 M. — Seiter, Rheinstraße (Quartiergeld) 12.60 M.

J. H. Bwe. 50 M. — J. Joseph 100 M.

Dr. A. (Weihnachtsgabe für die Angehörigen der Krieger) 5 M. — Klasse 6a der Luisenstraße 8 M. — H. A. Kohl (Sparbosc) 1.50 M.

A. Martin, Oberlehrer 2 M. — Durch Frau Chor- direktor Müller (Erlös aus Gartung-Konzert) 35 M.

Personal des Postamts I 120 M. — Auguste Pfeiffer

10 M. — Prüffe (4. Gabe) 300 M.

Frä. Ella u. Senta Roether (für die deutsche Offiziers- tochterwittwen) 2 M. — Rentner Eugen Rudolph (5. Gabe)

100 M.

Sammlbüchsen der Firma S. Blumenthal u. Co.

11.25 M. — Sammlung der Frau Mitmeister Schrader:

Antizitat Romeis 10 M.; Frä. Ventemann 3 M.; Frau Heuser

3 M.; Frä. Denrich 3 M.; Herr Groll 5 M.; Frau Weigand

1 M.; Frä. Rohberger 3 M.; Herr Blum 5 M.; Gebrüder

Baum 10 M.; Frä. Schönbolt 2 M.; Herr Dersa 2 M.;

Theodor Demer 10 M.; G. Roemer 3 M.; Herr Knans 3 M.;

Herr Langgasse 10 M.; Frau Schrader 1 M.; Louis Jint-

graff 3 M.; Herr Gasteier 2 M.; G. Gottschall 2 M.; Frau

Meyer 3 M.; Frau Theis 1 M.; Frau Gerhardt 5 M.; Minor-

Wellentein 2 M.; Kari Daß 3 M.; Herr Ebenen 3 M.; G.

Hattemer 3 M.; Herr August 20 M.; zusammen 121 M. —

Frau Laura Siller (5. Gabe) 100 M. — Ella Schlad 20 M.

Kaufmann J. Stamm (3. Gabe) 30 M. — Dr. Staub 20 M.

Ueberreich von Rote-Kreuz-Marken, gesammelt durch

das Institut der Enal. Bräulein 8.45 M. — Wrieli (4. Gabe)

150 M. — Ungenannt 2 M. — Ungenannt 10 M. — Unter-

sekunda A der Oberrealschule am Bienenring (für Fremd- wörter) 2 M.

Generalkontul Valentiner (2. Gabe) 350 M. — Durch

die Vereinsbank gingen ein: Direktor O. Meis 20 M. —

Von drei Stathrüdern 23.77 M. — Durch den Vorküh-

Berein gingen ein: Dr. A. Schröder, Chemiker (5. Gabe)

30 M., Oberleutnant Fischer 50 M.

G. Walter (4. Gabe) 300 M. — Wilhelm Westenberger

(3. Gabe) 100 M. — Wiesbadener Tagblatt-Sammlung

399.73; Wiesbadener Tagblatt-Sammlung (Kriegsfinden-

garten) 20 M.; Wiesbadener Tagblatt-Sammlung (Liebes-

gaben für die Truppen) 5 M. — Alfred Wilhelm 5 M. —

Frä. C. Wilmann 100 M.

Professor Sieben (5. Gabe) 50 M.

—

Einnahme am 19. Dezember 1914 995.73 M.

Einnahme am 21. Dezember 1914 980. — M.

Einnahme am 22. Dezember 1914 977.55 M.

Einnahme am 23. Dezember 1914 563.02 M.

Einnahme der Korrerw. Banken 1206.50 M.

Gesamtsumme der bis jetzt eingegangenen Beträge: 787 825.60 Mk.

Berichtigungen: In Gabenliste 8 muß es heißen: statt L. Mehler, Antiquar 100 M., L. Mehler, Antiquar 100 M.; in Gabenliste 23 statt Adolf Warburg 200 M., Alfred Warburg 200 M.; in Gabenliste 26 statt Schlämer-Goldmann 30 M., Schlama Goldmann 30 M.

In Gabenliste 26 muß es heißen statt: Durch die Bank für Handel und Industrie von Wilhelm Cron 20 M., durch die Bank für Handel und Industrie von Wilhelm Cron 2000 M.

Wegen etwaigen Berichtigungen von Fehlern, die in vorstehender Liste unterlaufen sein sollten und die sich leider nicht immer vermeiden lassen, genügt eine kurze Notiz an das Bureau der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime, Friedrichstraße 27, III.

Wir bitten dringend um weitere Gaben.

2067

Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden.



Kriegs-Weihnachten 1914

Die Weihnachtsgrüße unserer Feldherren an Volk und Heer.

So viele liebevolle Gedanken, so viele gute Wünsche heute aus den friedlichen Heimen hinaus zu den friedlosen Kampffeldern unserer todesmühtigen Krieger eilen: niemand denkt das ganze Volk mit solcher Dankbarkeit, mit solcher Verehrung, wie der erprobten und ruhmreichen Feldherren, die unsere Heere von Sieg zu Sieg geführt haben. Mit um so größerer Erkenntlichkeit werden es darum die Dahinabgebliebenen begrüßen, daß die Schlachtendenken und Schlachtenfelder an diesem Familienfest, das diesmal die ganze Nation als eine einzige Familie versammelt findet, ihre Augen für eine Weile von den blutigen Feldern in die von ihnen so stark gesicherte Heimat zurückwenden. Freundlich unsern Wunsch während, richten sie an uns Worte voll erhaltender Kraft, voll glückverheißender Zuversicht. Volk und Heer werden in gleicher Weise aufhorchen, wenn sie diese treuen, väterlichen Grüße, diese hinreichenden Aufrufe zu tapferem Ausdauern vernehmen, die uns die Größe des Zieles deuten.

Seine Königlich Hoheit, der Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Sieger von Mex., hatte die Güte, uns folgenden Gruß zu entbieten, aus dem zugleich mit der Anerkennung der gewaltigen Leistungen des Volkes und des Heeres die Ueberzeugung herauszuhören ist, daß beide auch weiterhin auf der Höhe ihrer Opferwilligkeit und Tüchtigkeit bleiben werden.

In ungeahnter Größe offenbart sich der innere Wert unseres Volkes: opferwilliger Sinn in der Heimat, Selbentum im Felde.

Rupprecht
Kronprinz von Bayern

Seine Excellenz, Generalleutnant v. Stein, der kommandierende General des 14. Reserve-Armee-Korps, der als Generalquartiermeister in seinen mit Recht bewunderten, wichtigen Meldungen aus dem Großen Hauptquartier der erste klassische Geschichtsschreiber dieses Weltkrieges wurde, weist uns mit gewohnter Sprachgewalt, wie sehr es uns nottut, nicht nur zu siegen, sondern den Sieg auch zu verteidigen:

Die überraschenden Erfolge des deutschen Heeres bei Beginn des Feldzuges konnten in unserem Volke falsche Vorstellungen erwecken. Der nüchternen Abwägung der eigenen und fremden Kräfte dürfte nicht verborgen bleiben, daß die Hauptkämpfe noch bevorstehen. Sein oder Nichtsein von großen Staaten, Leben oder Sterben von mächtigen Völkern fordern die letzten Kräfte zur Entscheidung heraus. Nicht immer enden solche gewaltigen Kämpfe in großen Siegen oder Niederlagen, ihre Bedeutung zeigt sich oft erst in den Folgen. Diese Folgen im Verein mit Ueberlieferung, Dichtung und Sagenbildung verleihen ihnen in den Augen der Nachfahren den schimmernden Glanz, der ihnen nach ihrer Wirkung zukommt.

Unserem Volke würden schnelle und leichte Siege nicht zum Glück gebieten haben. Die nach den Erfolgen des Feldzuges 70/71 hervorgetretenen Auswüchse würden sich noch stärker geltend gemacht haben. Seit jener Zeit hat der gewaltige Aufschwung einen größeren Ausschlag zur materiellen Richtung verursacht.

Der Ausgleich zwischen geistigen und materiellen Kräften war noch nicht vermittelt.

Wenn jetzt alle Kräfte, geistige wie materielle, zum endgültigen Erfolge angespannt werden, so erstreben wir den vollen Sieg. Wir dürfen aber nicht rechten über die Form, in der ihn uns Gott verleiht. Ob er im vorübergehenden Wetter einer Entscheidungsschlacht oder im zähen Ringen durch den letzten überragenden Kräfteinsatz oder in beider Gestalt uns zuteilt, muß uns gleich gelten. Aber unser Werk er sein,

Und von demselben Geist ist der Weihnachtswunsch Seiner Excellenz des Generalobersten von Heeringen, des Oberbefehlshabers der VII. Armee, erfüllt. Die warmherzigen Worte des verdienstreichen Mannes, der als Kriegsminister die letzte, gewaltige Heeresvorlage vertreten hat und so die Voraussetzung dafür schaffen half, daß wir die schwerste Probe im Daseinskampf der Völker bestehen können — sie mögen hier der starke Ausklang sein, zumal Excellenz von Heeringen (übrigens einer der ältesten Bezirker der Wiesbadener Zeitung) und seine Familie in Wiesbaden wohlbekannt sind:

Heran an den Feind und Durch!

trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten möge, wie bisher, auch in alle Zukunft die Lösung jedes deutschen Soldaten bleiben, während unser Volk einig und opferwillig auch in schwersten Zeiten im Vertrauen auf Gott und in fester Zuversicht auf den endgültigen Sieg ausharrt und für sein Heer eine feste Stütze bildet!

Das sei mein herzlichster Weihnachtswunsch in der jetzigen ernstesten Zeit. —

den 1. XII. 1914.

wenn Jeder an seiner Stelle bereit ist, auch das Letzte einzusetzen für des Vaterlandes Bestand und Zukunft.
Im Felde 2. 12. 14.

v. Stein
Generalleutnant.

Der Verkünder der Siege unserer österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, der stellvertretende Chef des Generalstabes der k. u. k. Armee, Generalmajor v. Höfer, schreibt:

Obwohl grundsätzlich kein Freund solchen Hervortretens, kann ich diesmal immer wieder nur sagen: Wir wollen mit unseren deutschen Kameraden durchhalten bis ans Ende.

Höfer

Seine Excellenz, General der Kavallerie und Generaladjutant Sr. Majestät des Kaisers, von Madensen, der Führer der 9. Armee, der Sieger von Bloclawec, Kutno und Lodz-Lowicz, faßt seinen Weihnachtsgruß in ein einziges, knappes Kommandowort:

Durchhalten!

Madensen

Seine Excellenz, General der Infanterie und kommandierender General von Emmich, der erste Ritter des Ordens Pour le mérite in diesem Kriege, der uns durch die ungeahnte schnelle Einnahme Büttings das erste große Siegesglück bescherte, richtet an uns folgende Botschaft:

Mein Weihnachtswunsch für Volk und Heer:

Sie mögen bleiben, was sie sind, unübertrefflich in Opferkühn, Heldennut und Disziplin, ein unbeflegliches Werkzeug in der Hand ihrer Führer, um den Kampf für die heiligsten Güter mit Gottes Hilfe zu einem guten Ende zu führen.

v. Emmich
General der Infanterie und
kommandierender General.

Seine Excellenz, Generaloberst von Bülow, der Oberbefehlshaber der II. Armee, der Sieger von St. Quentin, sporn unsere Willenskraft:

In dem gegenwärtigen Völkerringen wird der Nation der Sieg zufallen, deren Entschluß, sich selbst zu behaupten, unerschütterlich ist und die diesem Ziele alle anderen Rücksichten unterordnet.

von Bülow

Seine Excellenz, der General der Infanterie, von Francois, der Führer der VIII. Armee, sendet den innigen Spruch:

Wenn unsere Gedanken heimwärts eilen zum brennenden Weihnachtsbaum, so begleitet sie das Gelübde:

Wir werden weiter unsere ganze Kraft einsetzen zum Schutze von Thron, Vaterland und Familie, bis wir heimkehren können mit dem Vorbeir des Sieges, der uns einen ehrenvollen Frieden sichert.

v. Francois
General der Infanterie

Ein kraftbewußtes Loblied der eisernen Zeit, die wir erleben dürfen, stimmt Seine Excellenz der General der Kavallerie, Freiherr von Danfl an, der die k. u. k. österreichisch-ungarische Armee bei Lublin zum Siege geführt hat:

Wir stehen im fünften Monate des Kampfes. Obwohl die Hoffnung besteht, daß noch vor Weihnachten entscheidende Schlüsse fallen, so wird dadurch voranschreitend noch nicht das Ende des Krieges herbeigeführt. Wir werden diesmal das große Friedensfest schubbereit im Schutze feiern. Im Drange des Augenblicks sehen wir heute immer nur den Kampf, die Gefahr, die Mühsal und Sorge vor uns. Es kommt uns aber nicht voll zu Bewußtsein, in welcher großen, heroischen Zeit wir leben, an welchen welterstürmenden Ereignissen wir teilnehmen und mitwirken. Wie viele Generationen, wie viele Millionen Menschen haben sich an dem gewaltigen, jahrelangen Ringen mit dem forschenden Eroberer vor hundert Jahren, an den Erfolgen von 1870/71 anerbaut und begeistert? Welcher Opfermut, welche Hingebung und Erziehung kam dadurch in die Jugend, ins Volk? Welche Summe von Stolz und patriotischer Begeisterung hat unsere Herzen höher schlagen lassen im Andenken an Aspern, Leipzig, Waterloo, an Entzozza und Lissa, an Reg und Sedan? Welche Macht und Kraft, welcher Aufschwung und Fortschritt wurde zur Entfaltung gebracht?

Jetzt sind wir wieder in einer großen, eisernen Zeit wieder wird um Existenz und Zukunft, um Ehre und Ruhm Blut und Leben eingesetzt. Und wenn das dankbare Vaterland den heutigen gigantischen Kämpfen neue Märsche, neue Momente weicht, dann können auch wir hinstreten und sagen: Wir haben all das geschaffen, wir sind diejenigen, die alle Opfer gebracht, wir haben das Reich behauptet und neu begründet, unsere Taten werden leben, solange es eine Geschichte gibt. Millionen Nachkommen werden uns preisen und aus unseren Kämpfen neue Kraft, neuen Ansporn schöpfen für die Entwidlung, den Fortschritt und Reichtum des Vaterlandes.

Darum vorwärts Kameraden, vorwärts mit aller Macht, wir müssen siegen!

Danfl

von Heeringen
Generaloberst u. Oberbefehlshaber der
7. Armee.

Die Wiedereroberung von Lodz.

Von unserem mit Genehmigung des Großen Generalstabes nach Polen entsandten Kriegsberichterstatter Ernst Klein.

Die Zeit des Schreckens.

Lodz, 11. Dezember.

Am 20. August erschienen die ersten deutschen Soldaten in Lodz und die deutschsprechende Bevölkerung, deren größtes Kontingent die Jüdischkeit stellt, empfing sie wie die Befreier, die Bringer einer neuen Zeit. Damals herrschte noch Wohlstand und Ueberfluß in der reichen, an 800 000 Einwohner zählenden Industriestadt, und Juden und Deutsche wetteiferten darin, den Soldaten Liebes zu erweisen. Aber da kam im November der Märsch, die deutschen Truppen räumten die Stadt und die Kosaken wurden wieder ihre Herren.

Die deutsch-feindliche Bevölkerung ließ nun ihrem Haß gegen die wehrlosen Juden die Flügel schiefen. Aufßer Straßenbahnkassierer, elegante Herren, halbwildige Burken trugen den Kosaken die „Jidi“, die Juden mit dem Kasten, und die Nagasfas feierten am helllichten Tage und auf offener Straße ihre grauenhaften Orgien. Was Jude war, wurde den Russen als deutscher Spion denunziert und halb tot geprügelt. Gouverneur der Stadt war der Kommandierende der 2. russischen Armee, General Scheidemann, ein brutaler Wüterich, der in der Zeit seiner Herrschaft an hundert unschuldige Juden aufhängen ließ. Als die Deutschen den berühmten Durchbruch bei Lensa ausführen, wurde er, ebenso wie Krenn, abgesetzt und zu seinem Nachfolger gleichfalls ein Deutscher, General V., ernannt. Dieser war ein wohlwollender Mann, der den Judenverfolgungen ein Ende machte, aber leider blieb er nicht lang, sondern wurde bald durch General Theodorowitsch ersetzt, einen Mann nach dem Schlage Scheidemanns, und für die armen Juden begannen wieder schwere Tage. Die Drangsalierungen der Juden fingen wieder an und in der Altstadt wurde geraubt und geplündert, wie wenn die Russen in Feindesland wären. Alle feinen Lokale, wie vor allem das Grandhotel, war für Zivilisten verschlossen. Hier wohnte der russische Stad und im Speisesaal feierten die Herren mit den Schönen, die sie aus Warschau und Petersburg mitgebracht hatten, Orgien. Der Bevölkerung gegenüber prahlten sie mit den Siegen der russischen Waffen über die deutschen und österreichischen Armeen. Die in Lodz erscheinenden deutschen und polnischen Blätter wurden mit erlogenen russischen Siegesnachrichten gefüllt.

Hunger, Elend und Not herrschten in der schwer geprüften Stadt. Es hatte sich zwar zu Anfang des Krieges ein Bürgerkomitee gebildet, das sich mit dem Ankauf von Lebensmittelvorräten beschäftigte, aber sei es, daß man nicht gewillt war, die Werke der Stadt zu verlassen, sei es, daß die Preise der Lebensmittel begannen phantastische Höhen zu erklimmen. Die ärmere Bevölkerung der Stadt konnte natürlich diese Preise nicht ertragen. Milch, Butter und Eier waren nicht für schweres Geld zu bekommen — in ganz Lodz gibt es heute kein Stückchen Kohle. Die Russen haben alle geperrt, hungernd, frierend standen die Menschen auf den Straßen umher und wußten nichts mit ihrem Elend anzufangen.

Dabei begannen die Granaten in ihre Stadt einzuschlagen, immer dichter, je näher sich der seit drei Wochen in der Umgebung von Lodz tobende Kampf an die Stadt selbst heranlag. In der ganzen Umgebung wurde erbittert gekämpft. Die Russen hatten sich in all den kleinen Städten und Dörfern verchanzt und leisteten den Deutschen erbitterten Widerstand. Jedes Haus, jeden Gartenzaun verteidigten sie und in vielen Dörfern kam es in den Straßen zu verzweifelter Bajonettkämpfen. Alexandrow, Dablow, Konstantynow, Tuszyn, Stralow, wie sie alle heißen, diese einst so blühenden Flecken, sind heute armutsvolle Ruinenstätten. Keine Kirche, die unbeschädigt geblieben, keine Fabrik, die nicht zerstört, Häuser, Gärten vernichtet, ganze Dörfer niedergebrannt — und wie viel Menschen sind bei den Kämpfen umgekommen. In Alexandrow allein sollen über hundert Einwohner getötet worden sein. Von dem reichen Viehstand der Gegend sind nur ein paar klägliche Reste übriggeblieben — alles andere verbrannt, getötet.

Ort um Ort eroberten die Deutschen und immer stärker hörten die zitternden Einwohner von Lodz den Donner ihrer Geschütze. Die russische Artillerie hatte ihre Stellungen beim jüdischen Friedhof an der Straße nach Brzezyn, Feldkanonen und Haubitzen, und das Feuer der deutschen Batterien richtete sich daher hauptsächlich gegen diese Stelle.

Am Montag, den 30. November, und in der darauffolgenden Nacht war die Kanonade am stärksten, nahm dann etwas ab, um am Donnerstag ihren Höhepunkt zu erreichen. Hageldicht fielen die Granaten in die Stadt; die Einwohner sperrten ihre Geschäfte und Klettern in die Keller. Die ganze Woche lang trauten sie sich nicht auf die Straße. Am Freitag war der Sieg der Deutschen bereits sicher, und das russische Armeeoberkommando begann seine Koffer zu packen. Zuerst wurden die Koffer der Gaskas und die Verwundeten nach Warschau gebracht; dann verschwand in aller Stille die hochwohlgeborene Polizei, und am Samstag zogen die russischen Truppen ab. Zum Abschied wurden die Juden noch einmal gründlich von den Kosaken geprügelt.

Am Sonntag, den 16. Dez., erschien als erster deutscher Soldat in der Piotrkowska, der Hauptstraße von Lodz, ein Radfahrer. Kavalleriepatrouillen folgten ihm und am Nachmittag zog das Gros der deutschen Armee ein — die Schreckenszeit für Lodz war vorüber.

Die Juden aber wagen es nicht, ihre Freunde darüber zu bezeugen. Die Deutschen sind schon einmal abgezogen, die Russen wiedergekommen. Sie fürchten sich. So freundlich sie früher den Deutschen begegnet sind, so ängstlich gehen sie ihnen jetzt aus dem Wege — damit man sie später nicht den Kosaken als deutsche Spione denunziere. Wer die vergrämten, abgekehrten Gesichter dieser hungernden und frierenden Männer und Frauen sieht, kann daraus die Geschichte ihrer Velden lesen.

Aber ich denke, die werden ebensoviele wiederkommen, wie die Russen. Und dem Mangel in der Stadt wird auch so schnell als möglich abgeholfen werden — die erste Aufgabe der deutschen Ortsverwaltung war, 350 000 Tonnen Lebensmittel, vor allem Kohlen, in Deutschland für Lodz zu bestellen.

Es ist höchste Zeit, daß sie kommen. Ich sehe da in einem eleganten Zimmer des Savoyhotels, das allen er-

denklichen Luxus, aber kaum Kohlen zum Heizen hat. Und mit den vor Kälte steifen Fingern Berichte zu schreiben, ist eine harte Aufgabe.

Der zerstörte Friedhof.

Lodz, 12. Dezember.

Außerhalb der Stadt, auf einem etwas erhöhten Punkt liegt der Friedhof der Juden von Lodz. Die sind nicht nur fromme, sondern zum großen Teil auch sehr reiche Leute, die viel Geld daran wandten, die letzte Wohnstätte ihrer Lieben schön zu errichten und zu erhalten. Sie legten einen stimmungsvollen Gai an, mit prächtigen Pflanzen, lieblichen Blumenbeeten und kostbaren Denkmälern — aber was ist unter dem Granatenhagel, der darüber weging, davon geblieben! Zertrümmerte Denkmäler, verwüstete Blumenbeete, zerfetzte Bäume! Der Krieg kennt keine Pietät — der Friedhof liegt an einer strategisch sehr wichtigen Stelle, und die Russen stellten hinter ihm als Deckung ihre Geschütze auf. Viele der deutschen Granaten, die diesen gassen, nahmen ihren Weg durch den Totenhain der Juden von Lodz und machten ihn binnen wenigen Stunden zu einer traurigen Verwüstungsstätte, zu einem dieser furchtbaren Anschauungsbilder von der Grausamkeit des Krieges.

Gleich ein paar Schritte vom Eingang bietet sich uns so ein sehr reiches Bild dar — ein durch eine Granate zerstörtes Grab. Der schwarze Granitstein, der es schmückte, liegt in viele Trümmer zerfallen auf den Nachbargräbern herum und das Gefäß steht tief drinnen im Sarg. Dabei ist dieser Sarg noch gut weggekommen — zwei, drei Gräber sah ich näher, da hat die Granate, die hineinfuhr, die Särge herausgeschleudert und ihre Trümmer in der Nachbarschaft verstreut. Die Gräber der Reichen sind prunkvoller, stolzer und größer und bieten daher den Granaten viel mehr Ziele. Keins ist unter ihnen, das nicht etwas abgenommen — wie viele aber sind von Grund auf zerstört! Da fällt einem gar bald ein prunkvolles Mausoleum, ein von Säulen getragener Rundbau aus Marmor in einem kleinen, von einem kunstvollen Eisengitter umfriedeten Blumengarten auf. „Poznanaki“ steht in großen Bronzelettern auf dem Giebel des Tempels; das ist der Name der reichen Judenfamilie in Lodz, die man die Rothschilds von Polen nennt; vier Granaten genügt, um diese etwas prächtige Herrlichkeit vollkommen zu verwüsten. Drei von ihnen machten aus den sorgfältig gepflegten Winterbeeten formlose Erdbäufen und rissen einige der Bäume um; die vierte traf das Dach, setzte eine der mächtigen Konsolen herunter und warf sie gegen das Gitter, dessen dicke Stäbe wie Bambusrohr geknickt wurden.

Diesem Grab gegenüber liegt, von einer hübschen Balustrade aus gelbem Marmor umgeben, die Ruhestätte einer anderen vornehmen Familie. Durch die fein und zierlich gearbeiteten Säulen der Balustrade suchte sich eine Granate ihren verderblichen Weg — in Atome zerpulvert, liegen sie nun auf den Nachbargräbern herum. Am schlammigsten wurde aber dem Grab eines gewissen Eisenstein mitgespielt. Sein Schmuck bestand aus einer kunstvoll gemeißelten Säule, die auf einem hohen, den Namen des Toten tragenden Sockel stand. Eine Granate schlug auf diesen Sockel auf, warf den mehrere Zentner schweren Block gegen das dahinter sich erhebende Eisengitter, das er trotz dessen Stärke durchbrach, um mehrere Schritte weiter auf einem fremden Grab zu landen. Die Säule wurde in zwei Teile zerhauen; der eine liegt ein paar Meter noch über den Sockel hinaus, der andere flog gegen das daneben errichtete Mausoleum einer Familie Ripper, zerschmetterte die Treppen und warf den freistehenden Sarkophag alt um.

In der Mitte des Friedhofs zieht sich ein weites, flaches Feld hin — das war früher der Garten, in dem der Friedhofsgärtner die Blumen für die Gräber zog. Die Russen machten aus diesen Blumenbeeten ihre Batteriestellungen und heute ist ihr Boden weit und breit mit den Sprengstücken der deutschen Granaten besät. An den Schanzen ist nicht viel zu sehen, sie sind nicht sehr sorgfältig ausgebaut, und nur die Unterstände mit Schranzstücken gedeckt und mit Matten ausgestattet. Das Material dazu holten sich die russischen Soldaten aus dem auf der anderen Seite des Feldes stehenden Hause des Friedhofsgärtners. Und da sie einmal drin waren, schlugen sie gleich alles, was sie nicht brauchen konnten, kurz und klein. Vielleicht hätten sie das Haus des verbannten Juden überhaupt niedergebrannt, wenn nicht darin ihr Batterietelephon untergebracht worden wäre. Eine deutsche Granate aber fuhr in das Zimmer, in dem der Apparat stand, und machte dem Telephon mit samt dem Telephonisten den Garaus.

Im Artilleriefener.

Lodz, 14. Dezember 1914.

Der Generalstab der neuen Armee, ferner unter dem Befehl des Generals v. Mackensen stehenden Armee, die sich durch ihre Siege bei Kutno und Pwicz sowie durch die Wiedereroberung von Lodz solchen Ruhm erworben hat, war so liebenswürdig, den Kriegsberichterstatter den Besuch bei der Front zu gestatten.

Wir fuhrten auf der Straße nach Brzezyn, in dessen Nähe sich die Stellungen der deutschen Artillerie befinden. Durch eine traurige, verwüstete Landschaft ging unser Weg an dem neuangelegten Kinderfriedhof vorbei, auf dem sie täglich zehn bis zwölf der armen kleinen Wesen begraben, die dem jetzt infolge des Lebensmittelmangels in Lodz herrschenden Hungerstypus zum Opfer fallen. Vorbei an einem zwinamen, zerstörten Gehöft, auf dessen Bäumen die Russen zwanzig deutsche Banner aufgehängt haben.

Näher und näher kam der Donner der Geschütze; ganz deutlich unterschied man die Salven der deutschen Artillerie von den viel schwächeren und weniger häufigen der Russen. Einen kurzen Halt machten wir am Kommando, das ebenfalls in einem zerstörten Hause sein Quartier aufgeschlagen hat, und während unser Führer sich beim Generalstabchef meldete, saßen wir einem Flugzeug zu, das sich gerade zur Abfahrt rüstete. Die Soldaten schoben es auf eine Wiese, die Schraube wurde angedreht, und nach kurzem Anlauf hob sich der Doppeldecker in die Luft, schraubte sich höher und höher, und unser Hurra flog den beiden kühnen Offizieren nach, die da die Fahrt antraten, von der so mancher Kamerad nicht mehr zurückgekehrt ist.

Wir aber weiter. Hinter den Bauernhäusern an der Straße stehen die Munitionsparks der im Feuer liegenden Batterien; die Pferde alle unter Scheundächern, die Mannschaften plaudern und rauchen um die Lagerfeuer gruppiert. Die Fahrflügel oder, wie der Soldat sie nennt, die Goulaschkannen, brodeln lustig — das ist noch so ein echtes, richtiges, frohes Soldatenbild — der moderne Krieg hat nicht viele Ähnliche.

Abermals ein Bauernhaus, zerstört, verlassen. Wie es denn andere an dieser Straße, aber die der Krieg mit seinem Vernichtungsritt schreitet? Eine Granate fuhr durch das ganze Haus, flog in den Stall, wo vier Kühe, des armen Bauern ganzes Hab und Gut, standen, und riß sie in tausend Stücke. Der arme Bauer, ein Deutscher noch dazu, sitzt vorn in der Stube mit den Soldaten, die ein großes Feuer angemacht haben und mit ihm ihre kargliche Mahlzeit teilen.

Es sitzt sich ganz behaglich da drinnen — draußen ist es kalt und feucht. Und die Granaten und Schrapnells fliegen fortwährend in der Luft herum. Trotzdem unsere Batterien ununterbrochen auf sie lospöhen, antworten sie nicht gerade sehr häufig, aber wie sich etwas auf der Straße zeigt, erwacht ihr Eifer und sie schicken gleich ein paar Granaten herüber. Immerhin ist es unangenehm genug, wenn man diese unheimlichen Dinger, die man nicht sieht, fortwährend über sich pfeifen und sausen hört. Bald fliegt so eine Granate zweihundert Schritte links, bald hundert Schritte rechts in den Boden; ebenso kann sie ja einen Schritt links oder einen Schritt rechts einschlagen. Die Kanoniere haben sich allerdings schon längst daran gewöhnt; sie klammern sich gar nicht mehr um diese „Liebesgaben“, die ihnen die Russen herüberhauen. Und eine Freude ist es, ihnen bei der Arbeit an ihren Haubitzen zuzusehen. Wie auf dem Schießplatz wird das Kommando, das vom Beobachter herübertelefoniert wird, ausgeführt — um die Russen drüben sichert sich niemand. Wenn Feuerpause ist, kriecht man in die mit Stroh ausgepöhlten Unterstände, raucht ein Pfeifchen, schreibt Weihnachtsbrief an die Lieben usw.

Auf der Höhe ist der Beobachter. Die Ruinen eines zerstörten Biegeofens reden hier ihre geschwätzten Mauerreste in die Luft, und in ihnen haben sich die Kommandanten und Beobachter der Artillerie unten auf den Hängen eingenistet. Drei Mann hoch schließen wir uns hin, machen uns so klein als möglich, um das Feuer des Feindes nicht auf uns und damit auf diese heisse Stelle zu lenken — aber kaum zeigen wir uns auf der Straße, blitzen schon ein paar russische Granaten herüber.

Aber wir kommen hinüber und springen hinter die Mauer. Tollkühn sind die Männer, Offiziere wie Mannschaften, zu nennen, die hier in diesem verfallenen Mauerwerk den Geschützen des Feindes gegenüber wie auf dem Präsentiertisch ihre Pflicht erfüllen. Das Ziel ist leicht, und die russischen Artilleristen schießen gut! — Oben bei dem angebrachten Scherenfernrohr steht der Unteroffizier, der die Wirkung der eigenen Schüsse, sowie jede Bewegung beim Feinde zu melden hat. Unten in einem kleinen, notdürftig zusammengekleimten Zimmer sitzt der Feuerleiter, der nach den Meldungen des Beobachters seine Befehle erteilt, die durch einen Mann am Telephonapparat an die Batterien weitergegeben werden. Der Telephontrakt — er ist der Nerv der modernen Schlacht. „Wir hängen ja alle an der Telephonkrippe“, sagte mir neulich ein deutscher Generalstabsoffizier — und wie recht hatte er!

Der Beobachter macht mir für einen Augenblick Platz am Fernrohr. Ich drehe das mächtige Ding im Halbkreis und übersehe das ganze Schlachtfeld, auf dem seit fünf Tagen der furchtbare Kampf tobt. Und was sehe ich? Links am Horizont die über den Höhen explodierenden deutschen Granaten und Schrapnells — das sind die Stellungen der russischen Artillerie. Rechts, etwa 800 Schritte entfernt, einen Wald, an dessen Rand unauffällig die weißen Wälder der deutschen Schrapnells taugen. Die gelben der russischen Infanterie, die sich dort eingegraben und hinter Drahtverhau verchanzt hat. Kein Lebenszeichen gibt sie aber von sich, sondern liegt da und wartet auf den Angriff der deutschen Infanterie, deren Schützen ungefähr 300 Schritte davon deutlich an den gelben Erdaufwürfen zu erkennen ist. Aber auch hier rührt sich nichts. Hier warten sie wieder, bis die Artillerie den Feind drüben sturmreif geklopft hat — aber das ist eine harte Geduldsprobe; fünf Tage wagt sie schon.

Wieder sehe ich ein modernes Schlachtfeld, sehe mitten in seinem infernalischem Rarren und Toben und Lärm nichts als diese öde, gähnende Leere. Von der Woche der alten frühlichen Schlachten ist hier nichts zu entdecken — hier sind nur raffinierte Mordmaschinen, Telephontrakte und Mauerwerksschellen.

Eine Stunde lang stehen wir und lauschen dem Geklirr der Geschütze. Und dann fahren wir heim — enttäuscht, ernüchtert — und waren doch mitten im furchtbaren Artilleriefener.

Was wir gesehen und erlebt haben, ist natürlich nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus der ungeheuren Schlachtfeldfront, in der die Armeen Mackensen gegen die Russen steht. Zur Stunde, da wir draußen waren, reichte diese Front in einer mehrfach gedrohenen Linie von der Mündung der Baura in die Weichsel auf dem westlichen Ufer der ersten über Dabsl, Pwicz, Bielawa, bislich an Lodz vorbei bis Bolo-Nakowa und von hier über Necklow nach Pwicz. Nur langsam, aber doch stetig, gewinnen die Deutschen Raum. Die Russen, einmal in die Defensive gedrängt, verteidigen sich außerordentlich zäh. Sie graben sich in drei, vier hinter einander liegenden Stellungen ein, die alle durch blutige Angriffe genommen werden müssen, und beschränken sich nicht nur darauf, diese zu verteidigen, sondern unternehmen selbst sehr häufig Gegenangriffe. Nachlässig erkennen die Deutschen sowohl die geistliche Führung, als auch die Tapferkeit der russischen Soldaten an. In zwei, drei Wellen rollen ihre Angriffe gegen die deutschen Stellungen heran, und wenn die erste, die zweite im Feuer der Infanterie und der Maschinengewehre zusammengebrochen, stürmt doch die dritte über die Leichenberge der Gefallenen todesmutig daher, bis auch sie an der Ruhe und Kaltblütigkeit der deutschen Schützen zerfällt.

Wie bei den Oesterreichern in Galizien, so zeigt sich auch hier bei den Deutschen in Polen, daß die Ueberzahl und die Tapferkeit der russischen Soldaten doch nicht hinreicht, um den verbündeten Truppen den endlichen Sieg freitig zu machen. Der bessere Mann muß und wird siegen, und der steht in den Reihen der Deutschen und Oesterreicher.

Weihnachtsgruß für Deutschlands Krieger.

Von Otto Everling in Berlin-Nikolaasse.

In einem Weihnachtsbrief vom November aus einem Schützengraben steht geschrieben: „Da lag mein Nebenmann, ein Briefe, und sang still vor sich hin, ungehört durch die Sprache der Kanonen, Kirchenlied auf Lied, endend schließlich mit einer Weihnachtsweise. Man muß in unserer Lage sein, um ganz den tiefen, erhellten Frieden eines Weihnachtsabends auf sich wirken zu lassen.“

Weshalb man solch herrliches Weihnachtsgeheimnis aus einem Schützengraben, dann will am Schreibtisch der „Weihnachtsgruß für Deutschlands Krieger“ nicht recht aus der Feder.

Was wollen wir euch sagen, die wir nicht in eurer Lage sind, die wir unser Weihnachtslied nicht vom Kanonendonner begleitet singen, nicht in herber Wirklichkeit mitleiden? Und doch haben wir euch etwas zu sagen, ihr Männer der tapferen, starken deutschen Wehr!

Gerade weil wir im trauten Lampenschein fast wie im Frieden am Schreibtisch sitzen können, gerade weil unser Jüngster, der Blonde mit den lebhaften blauen Augen, abends so friedlich für den großen Bruder im Kriege beten und dann ohne Sorgen vor feindlichem Ueberfall in seinem Bette einschlafen kann, gerade weil der kleine deutsche Junge mit heiß geröteten Waden von den eroberten Seiten, von den mutigen Kämpfen in Frankreich und zur See, und den großen Siegen über die Russen erzählen darf, gerade weil seine Mutter und seine Schwester, wärmende Wollschalen strickend, in ruhiger Sicherheit leben dürfen, deshalb haben wir euch zu Weihnacht etwas zu sagen.

Wir danken euch.

Ja, glaubt es, wir danken euch. Das ist ein schlichter Weihnachtsgruß, aber unsere Seele liegt darin! Daß ihr mit euren Leitern in freudigem Opfermut einen lebendigen Haß um uns bildet wider das Bösen unserer Feinde, daß ihr unsere Städte und Dörfer, unsere Frauen und Kinder vor der grausen Kriegsnot schirmt, daß ihr im furchtbaren Weltbrand die Heimat vor den Schrecken des Schlachtfeldes bewahrt, dafür danken wir euch zu Weihnacht aus tiefstem Herzensgrund.

Und wenn Deutschlands Krieger noch nicht wissen sollten, warum sie in heiliger Selbstverhinderung in Kampf und Tod ziehen, heute wird's jedem offenbar: Ihr kämpft um die deutsche Weihnacht. Kein Volk feiert solche Weihnacht. Und nichts enthillt uns des deutschen Gemütes und Weistes Tiefe und Wert wie seine Weihnachtsfeier. Streicht die Weihnachtsfeier aus unserm Winter, er wird kalt und dunkel, nehm die Weihnachtswahrheit aus unserm Leben, es wird herb und ziellos. Nistet das deutsche Volk mit seiner Feier und Wahrheit der Weihnacht aus, und die Menschheit verarmt. Niemals wird es uns so klar, als unter dem deutschen Weihnachtsbaum: unser Vaterland muß bestehen, das deutsche Weiden darf nicht untergehen. Da ist kein Opfer zu groß, es muß gebracht werden, da ist kein Kampf zu schwer, er muß gekämpft werden.

Ihr waderen Streiter, laßt euch nicht nur von uns, laßt euch mit uns von der deutschen Weihnacht grüßen. Euer Herz wird, wenn es auch eine Weile weich werden will, mit neuer Festigkeit gehärtet, mit neuer Tapferkeit durchglüht, mit neuem Opfermut erfüllt, mit neuem Gottvertrauen geweiht.

Die Weihnacht deutsche Männer in der Fremde grüßen und segnen kann, das hat Ernst von Hilbenbruch in seinem Sang „Weihnachten auf fremdem Meere“ uns gesagt.

Der Dichter schildert, wie zu den fernsten Deutschen über das weite Meer ohne Brücke und Sieg „wandelt schweigend die Weihnacht, kommt aus dem deutschen Lande her“.

„Tausend Gedanken aus Hütte und Haus alle in Liebe und Sorge gehet, sind ihr zu tragen auferlegt, soll sie befehlen fern da drauß.“
Soll dem Sohne am fernen Strand sagen: „Die Mutter denkt dein.“
Soll dem Vater im fremden Land Vöte von Weib und Kindern sein.“

Euch gilt die „gar schwere Fracht“, die Weihnacht bringt, ihr treuen Hüter des Vaterlandes in Ost und West, auf dem Wasser und in den Schützengraben, auf stiller Nacht

und im Sturmgebrause, euch allen, Kriegsvolk, Jung und alt!

„Blonder Knabe, dir einen Kuß bring' ich vom fernen Muttermund, härtiger Mann, einen süßen Kuß tu' ich von Kindern und Weib dir kund.“

So grüßt euch die deutsche Weihnacht selbst und ihr denkt beim und träumt, vom Kampfgetöse umbrückt, einen seltsamen Weihnachtsbaum.

Und dann erleben wir ein zweites Weihnachtswunder. Weihnacht wird ein Wandersmann, der nicht nur aus der Heimat in die Ferne, auch aus der Ferne in die Heimat zieht. Ihr geht ihr auf den weiten Weg ins deutsche Land gar schöne, edle Botschaft:

„Grüße an all', die in Hütte und Haus heut unterm Baum zusammen sind, Vater und Mutter und Weib und Kind; Grüße viel tausend, am Herzen gehet, haben die Männer, die fernem, da drauß' ihr zu bestellen auferlegt.“

Weihnachten wandelt; sorgt nicht — sorgt nicht, ihr deutschen Streiter, sie wird's befehlen! —

Nie während des ganzen großen Krieges werden die dankbare Volksgemeinde und das schützende Volkstheer so innig im Geiste sich nahe und verbunden sein, als wenn am Weihnachtsbaum die Lichter brennen und vom Glockenturm die Weihnachtsglocken schallen.

Und diese innige dankerfüllte, sehnstuchsvolle Geistesgemeinschaft soll uns eine Gewähr sein für edle Weihnachtsgaben.

Was wünschst du dir denn diesmal zu Weihnachten? so haben wir am Abend, nachdem er sich müde „Soldat gespielt“, den Jüngsten gefragt. Und er richtet im Bettchen sich auf und sagt mit leuchtendem Blick: einen Sieg.

Du lieber deutscher Knabe, dein Weihnachtswunsch ist das Weihnachtsgebet, das unser ganzes Volk dabei und draußen eint. Die edle Weihnachtsgabe wünschen wir uns alle: einen großen Sieg. Und kehrt ihr dann heim, so wollen wir euer Haupt mit dem Siegerkranz schmücken, und es soll im großen deutschen Vaterlande die echte Weihnacht werden. Die Weihe jener heiligen Nacht soll über unser deutsches Leben sich segnend senken, alle die Opfer, die heilig großen, werden zu unendlichen Lebenswerten, und wir lassen die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm:

Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen.

Weihnachten 1914.

Von Julius Hart.

Wie die Weltliche Magdaraßl unseres ältesten deutschen Glaubens, im Krieg und Brand einer Götterdämmerungszeit von der Wurzel bis zum Gipfel von Feuern durchstoßen, raucht und flammt in diesem Jahr unser Weihnachtsbaum, — der als unser großer Glücksbaum seit unseren ersten Kindertagen mit uns und in uns lebte.

Deutsch-weihnachtlich fühlen wir allein wohl, wenn wir im Anblick dieser geröteten Himmel und Erden die Klüfte und Abgründe sehen, die zwischen dieser Nacht von 1914 liegen und jener von Weiblichem. Durch welche die Könige ziehen, nur von der Sehnsucht getrieben, den Weltkaiser zu suchen, und die Hirten jubelnd aufschauen zum Stern der Sterne, um den die Engelshorden schweben, singend den Chor der Chöre: „Friede auf Erden, und allen Menschen ein Wohlgefallen.“ Nur diese Worte sind gewiß der Menschheit Weihnachtsglauben, ein wirkliches Evangelium und frohe Botschaft, Frucht, gesüßelt vom paradiesischen Lebensbaum, von dem die alte Bibelweisheit geheimnisvoll raunt: „Hättet ihr von ihm gegessen, so wäret ihr wie Gott und wüßtet eure Unsterblichkeit. Mit goldenen Griffeln steht es in jeder Menschenbrust geschrieben, daß nur diese Worte Worte der heiligen Nacht sind, alle und ewige Religion, aller und ewiger Idealglauben. „Krieg auf Erden, daß

aller Völker untereinander“, geht es heute aus allen Höhen und Tiefen, Trotz alledem, trotz alledem, — mit um so weicherem Gefühl stellen wir den alten Lebens- und Paradiesbaum auf unseren Tisch, um aus seinen Zweigen die Stimmen zu vernahmen, die uns erwidern zu dem, was unser höchstes und bestes Gefühl, Wünschen und Wollen ist. Nein, lästern wir nicht das Dämonische in uns! Seien wir nur nicht wie die Wechler im Tempel. Wie diese Weihnacht 1914 nur das völlige Widerbild ist zu jener Nacht von Weiblichem, das können und dürfen wir uns nicht hinwegspottieren, sondern mit Schmerz und Bitternis doppelt empfinden, wie das Sollen und das Sein, das Ideal und die Wirklichkeit stets auseinandergehen, und wie ohnmächtig wir waren und wie verwirrt, daß wir nicht erreichten und zu dem hingelangen, was als ein unverrückbarer Stern doch stets über uns stand, und von dem wir ganz bestimmt wissen: Es wäre für uns das Gute und Beste. Hier ist nur das Heil für die Wunden, die wir uns in einem fort selber schlagen.

Aber aus diesem Schmerz und dieser Bitternis schöpfen wir auch eine Weihnachtskraft, daß wir mit heilerer Sehnsucht und heiligerem Willen aufstehen zu dem Gott und dem Ideal, die uns gelehrt sind, und inbrünstiger und mit festigeren Schauern als jemals sonst hören wir in dieser Nacht der Engel Chor. Je lauter die Flammen um uns schlagen, je ungehöriger die Sintflut ihre wilden Wasser gegen uns heranstreift, um so lebendiger nur können wir den Noachentisch in uns erwidern, der das Rettungsschiff baut und unseren Weihnachtsbaum und allen fruchtbaren Samen des Lebens, und wie es im indischen Mythos heißt, den heiligen Schriften der Menschheit, — die ewigen Gebote vom Frieden auf Erden und vom Wohlgefallen der Erdensinder durch alle Gewalten der Verkörnungen und des Todes sicher dahinträgt. Gerade in diesem Kriegsjahr kam es über uns alle wie ein Rausch voller Jugend und Begeisterung, und sah viel von uns das Denken letzter Zeiten, das auch von unserer Volkskultur als wie von einer Kultur der Greisheit und des Niederganges redete. So jung stehen wir auch in dieser Nacht um unseren alten Wunderbaum, wenn auch die Hände von Blut gerötet sind, und bliden auch in seine Feuer und Flammen dennoch mit dem Menschen- und Kinderauge der jungen Dichterin Marlene Marot, lauschend nur dem Märchen:

„Das dein Mund so herrlich preist, Schönstem, tiefstem, ewigen Märchen, Weil das Märchen Liebe heißt...“

Alle Wahrheit ruht doch allein in diesem Märchen der Weihnacht von dem kommenden Reich des Friedens und der Liebe auf Erden.

Ja, wird und muß uns nicht gerade dieser Welt- und Völkerrrieg, der furchtbare, der je geschlagen worden, dem Friedensreich unserer alten Weihnachtsbotschaft näher bringen, als alles andere? Redet nicht dieses Erlebnis eine gewaltige Tat, wie es kein Wort und keine Predigt vermag? Draußen im Felde steht ein ganzes Volk, ein Millionenheer deutscher Männer, und da in keiner, in dessen Seele nicht in dieser Nacht der Weihnachtsbaum aufleuchtet und ein großes, tiefes Sehnen nach dem Frieden dahelb erglöhrt. Und kein Heer von Soldaten ist es mehr, das Krieg um des Krieges willen führt, sondern sein Zweck und Ziel allein, sein ganzer Glaube ist der Krieg um des Friedens willen, der sichere Frieden, den kein Feind mehr zu stören wagen darf, der schließt vor dem Ansturm einer ganzen Welt.

Das, was uns Hans Delbrück von dem Geheimnis des deutschen Volkes sagt, daß sich kein kriegerischer Geist in so wunderbarer Weise mit einer ganz friedfertigen Gesinnung verbindet, daß dieses friedfertige Volk die höchsten kriegerischen Eigenschaften entfaltet, ist gerade auch für alle Welt eine große Botschaft dafür, daß der Sieg eines solchen Volkes allein das große Friedensreich heraufführen und den alten Menschheits Traum erfüllen kann. Nirgendwo ist der Frieden sicherer, als unter seiner Herrschaft und seinem Schutz. Im Frieden nur suchen sie ihren Ruhm, ihre Ehre und ihren Schmutz, und sie kriegen nur, um sich zu schützen, sagte schon Tacitus von unseren ältesten Vorfahren. Und in der heiligen Nacht dieses blutigen Jahres, mitten unter den grausamen Verwüstungen und Zerstörungen stehen wir gerade mit dem alleruhigsten und sichersten Gewissen auf:

Heimkehr.

Von Gabriele Reuter.

Der Geheimrat hatte Zigarren unter die ausziehenden Truppen verteilt und viele Hände zum Abschied geschüttelt. Sie mußten mit Blumen aus den Fenstern, die prächtigen jungen Kerls. Die Wölungen der Bahnhofshalle waren angefüllt von dem Sturmgebraus ihres Gesanges, der wie eine Welle von Trost und Mut zu den Frauen, den Kindern und Vätern zurückstürzte, indem die grünblaue Lokomotive den Zug hinausführte in die Sonnenhalle des Augusttages — hinaus zu Tod und Sieg.

Der Geheimrat redete sich ein wenig, die schmalen Gelehrtenlippen zogen sich sonderbar an den Mundwinkeln herab, das gab dem Ausdruck des geistvollen Gesichtes etwas Verbisenes, Hartes und Bitteres. Er schritt schnell durch die Menge, er wollte die Fragen vermeiden, die er zur Genüge kannte: Haben der Herr Geheimrat auch einen Sohn dabei?

Sogar die Frau hatte gestern bei Tisch das Gesicht zwischen dem grauen Scheitel zu ihm erhoben und schüchtern gefragt: Ob er sich nicht auch stellen muß?

Den Namen hatte sie nicht zu nennen gewagt, der Geheimrat hatte es ihr streng unterzagt. Aber nun antwortete er ihr lachlich, küßt, als rede er von einem Fremden: Erwin sei ja für dienstuntauglich erklärt, sonst würde er damals keinen Auslandspass bekommen haben. Eine ideale Gesinnung, die ihn als Freiwilligen zurücktreiben würde — die gebe ihm ja leider ab. Der Geheimrat wandte sich darauf einer Betrachtung der allgemeinen politischen Lage zu. Es war immer etwas Unpersönliches, vorsichtig Beherrschtes im Ton zwischen den Ehegatten, seit Erwin das Elternhaus für immer verlassen hatte. — Wie das geschähen konnte? Der einzige Sohn, den der Geheimrat so lebensschäftlich geliebt hatte, den er zu seinem Freunde, seinem Nachfolger hatte erziehen wollen? Er war nicht der einzige Vater, der sich ein fest unruhiges Bild von seinem Kinde macht und es nicht verwirren kann, wenn dieses Kind sich nach anderen inneren Wesen entwickelt. Der Geheimrat war ein Idealist und liebte sein Idealbild, nicht seinen wirklichen Sohn, dessen Natur ihm unympathisch wurde, je mehr der Knabe heranwuchs. In dem Sohn

weckte aber jeder Erziehungsversuch, in dem er nur Verachtung und Hohn für sein dem Vater gegensätzliches Wesen witterte, zornigen Haß. So wurde das Haus des mit Titeln und Reichthümern beladenen weltbekannten Gelehrten zu einer Höhle von Feindschaft, Mut und verbissenem Kampf. Bis ein in sich geringfügiger Anlaß, ein nicht bestandenes Examen, eine Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn brachte, bei der von beiden Seiten so viel Verleumdungen fielen, daß jede Art von Verkehr danach zur Unmöglichkeit wurde.

Die Geheimrätin kam von einer Weihnachtsbescherung in einem Lazarett. Die Augen unter dem Schleier brannten ihr von vergossenen Tränen. Es war ein erschütternder Eindruck gewesen; die kindliche Freude dieser an Kräfte und Stößen hinkenden, mit Verbänden bedeckten jungen Männer, deren erbärmliche Gesichter die Spuren übermenschlicher Anstrengungen trugen.

Wilde stieg sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf. Ein kleiner Junge in einem Matrosenanzug sauste vor ihr die Stufen in großen Schritten hinauf. Etwas erinnerte sie plötzlich an Erwin. Sie blieb stehen und ein Schmerz zuckte so wie der Stich einer Nadel vom Herzen bis in die Fingerspitzen.

So wach war alles noch? Und sie hatte doch Wochen gehabt, in denen jedes Gefühl abgehörben schien. Sie erschraf über sich selbst. Und plötzlich fühlte sie ganz deutlich, daß sie jetzt, in der nächsten Minute von ihrem Sohn hören würde. Als das Dienstmädchen ihr die Tür öffnete und wichtig klüßerte, es sei Besuch beim Herrn Geheimrat — ein Verwandter, der den Arm in der Binde trage, saltete sie bestia die Hände, und ihr Herzschlag setzte einen Augenblick aus.

„Marie — komm bitte herein!“ Die Stimme ihres Mannes klang so eigen, weich, verhalten. — Die Geheimrätin sah sofort ihren Irrtum ein. Es war nicht Erwin, der sie dort drinnen erwartete. Ein fremder Mann in einer vorgetragen grauen Felduniform grüßte sie.

„Gnädige Frau, es ist mir sehr schwer, daß ich gerade am Weihnachtsabend Ihnen eine so traurige Nachricht bringen muß.“ „Traurig?“ fragte der Geheimrat und es zuckte in seinem blassen Gesicht. „Ist der Tod fürs Vaterland traurig?“

„Erwin?“ Der Name glitt so leise aus der Mutter Munde — drei Jahre lang hatte sie ihn nicht mehr laut nennen dürfen.

„Ja — unser Sohn Erwin!“ sagte die Mutter still für sich hin. Und noch einmal: „Mein lieber, lieber Erwin!“ sagte der Geheimrat mit harter Stimme. „Dieser Herr hat neben ihm gekämpft, hat ihn fallen sehen und bringt uns seine letzten Grüße — den Heldentod fürs Vaterland!“ wiederholte er noch einmal.

„Erwin — mein Erwin.“ sagte die Mutter still für sich hin.

Der feldgraue Mann legte einen kleinen ledernen Behälter mit Papieren und Photographien auf den Tisch. Und dann das eiserne Kreuz am schwarz-weißen Bande.

„Es ist ihm verliehen worden für eine tollkühne Tat, die vielen von uns das Leben gerettet hat.“ sagte der Soldat ehrfürchtig. „Wenige Tage bevor er fiel. Ich möchte noch sagen: Er war uns allen ein lieber Kamerad. Wir hörten ihm gern zu, wenn er von der abenteuerlichen Reise erzählte, die ihn zu Beginn des Krieges übers Meer führte. Für ihn gab es keine Hindernisse, sobald er etwas wollte. Man konnte ihn eigensinnig nennen — aber sonst ein Mann voll Mut — Geradheit — Energie! Sie haben viel in ihm verloren, Herr Geheimrat!“

Der Vater stand am Tisch und hörte aus diese Worte. Seine Finger tasteten nach dem eisernen Kreuz. Er hob es auf und neigte den Kopf und drückte seinen Mund in einem langen Kusse auf das Ehrenzeichen.

Der Vater hatte sich entfernt. Die Eltern blieben allein. Die Geheimrätin, die lautlos vor sich hin weinte, ging zu einem Schrank und nahm die alten Bilder von Erwin heraus, die sie drei Jahre lang dort verborgen hatte. Sie schaute sie ab und stellte sie auf den Tisch, alle die verblähten Photographien, die ihn als kleinen Jungen im Matrosenanzug zeigten, als Schüler und als Studenten mit der bunten Mütze. Sie holte zwei Armlenker und zündete die Kerzen an, denn einen Taunzbaum gab es nicht im Hause bei den zwei einsamen alten Leuten.

Sie trat zu ihrem Mann und strich ihm sanft über den Arm.

„Nun wollen wir Weihnachten feiern mit unserem Jungen, der wieder heimgekehrt ist.“ sagte sie. Es klang heiter und siegreich, trotz ihrer Tränen.



recht und dürfen zuversichtlich zum Sternenhimmel auf-
bauen. Einen Esstisch haben wir um den Weihnachts-
baum gesessen und geschlossen, zu seinem Schutze und um
seine Vorfahren zu hüten und zu bewahren, steht dieses
Brot gekaut und gewappnet. Nur ein heiliger Krieg ist
ihm dieser Krieg, ein Kampf für das Friedensideal dieser
Nacht, das als tiefstes und höchstes in der Seele der Mensch-
heit leuchtet. Noch vermochte es nie ein Volk, das einmal
die Flügel der Welt Herrschaft in den Händen hielt, der Erde
den Frieden zu geben. Und je mächtiger all diese alten
Reiche waren, um so mehr wuchs nur ihre Kriege- und
Eroberungsgier, und sie wollten durch Gewalt und Schwert
gewinnen, was allein fest und sicher, und so viel besser durch
Arbeit und Geist errungen werden kann. Sie alle zerfielen
aber auch über ein Kleines, und was durch das Schwert auf-
gebaut wurde, zerbrach wieder unter dem Schwert. Wir
leben heute in die Weihnacht hinaus und erleben uns, daß
wir als ihr Geschenk aus dem roten Scheine des Krieges,
aus dem Opferblut unserer Väter als ein hohes Gut, als
einen heiligen Besitz endlich auch eine Herrschaft und eine
Macht gewinnen. Die Herrschaft des friedfertigen Volkes,
eines Arbeiter- und Bauernvolkes, eines Volkes der Dichter
und Denker, das es lebendig erfahren hat, wie es alles,
was es will, sich durch seine Arbeit und seinen Geist allein
am besten und zweckmäßigsten zu erringen vermag, zu
seiner Arbeit nur des Friedens bedarf und durch Frieden
seine Herrschaft am gewissenhaftesten und sichersten ausbreitet.

Eine *Divide et impera* (Trenne und herrsche) war das
Gebot aller jener anderen Herrschenden, auf dem sie ihre
Herrschaft aufbauten: *„Vereine und teile“*, ein besserer
Rat, rief ihnen der Göttliche Mund zu, und das ganze
Gewissen, die Seele und das Gefühl des deutschen Volkes
leben in diesem Wort Goethes, reden aus und mit ihm.
In all den organisatorischen Kräften unseres deutschen
Geistes, die wir gerade in diesen Monaten kennen lernten
und welche auch ein Erkennen und eine Verwunderung der
anderen Völker waren, uns zu unseren Siegen führten,
steht dieses *„Vereine und teile“* als Gebot und kategorischer
Imperativ. Von diesem Volke wissen wir, daß es wie kein
anderes, ausgezeichnet von den fremden Nationen, stets eine
besondere Kraft und Fähigkeit erwies, sich in deren Seelen-
und Gedankenleben zu verleben und zu verleben, teil-
zunehmen an ihrem Leben, als wenn es sein eigenes wäre,
sie aufs höchste anzuerkennen und ein innigstes Wechsel-
leben mit ihnen zu führen. Wohl wurde es manchmal zu
einer Schwäche, und zu bereitwillig ergaben wir uns dem
fremden Einfluß. So lange wir schwach und klein waren.
Aber auch eine höchste Kraft und Tugend ist es für ein
hartes Herren- und Herrschervolk, das bei allem stolzen
Selbstbewußtsein doch auch jeden anderen in seiner Eigenart
gesehen hat und zu lieben weiß. Eine Kraft zu vereinen
und zu leiten, daß auch die Geleiteten fühlen, nur in diesem
Verein zu sein, ist es gut und läßt sich wohl leben. Ein
solches Volk ist das Reichvolk, welches über die Stille
dieses Krieges die Weihnachtsgabe rettet und das
Schwert in der Hand, mit dem Siegerkranz geschmückt, allen
Nationen zurufen: Frieden auf Erden und allen Menschen
ein Wohlfallen.



Die deutschen Glocken läuten hinaus ins französische Land.

Unser nach dem Westen entsandter, vom
Großen Generalstab genehmigter Kriegsbericht-
erstatter, Herr Julius Strich, schickt uns aus
dem Großen Hauptquartier des Westens folgen-
den Bericht vom 18. Dezember 1914.

Deutsches Großes Hauptquartier, 18. Dezember.
Rings um das Schloß, in dem wir Kriegsberichterstatter
unser Quartier aufgeschlagen haben, lag schon nächtlicher
Friede. Die meisten der Kollegen hatten sich schon zurück-
gezogen; nur in dem Salon des Parterre des Schlosses, der
in seinem unnatürlichen vornehmen Prunk uns die Fremde
noch fremder gestaltete, wachte noch ein Terzett. Der Kollege

Hand in Hand saßen sie beide da mit den Erinnerungen,
die von ihrem Sohne auf Erden zurückgelassen waren.
Anfangs schwiegen sie lange und hingen ihren Gedanken
nach. Dann begannen sie leise und zaghaft miteinander
zu reden. — Weist du noch? Kleine Geschichten aus seiner
Kindheit wachten zwischen ihnen wieder auf — als die
Freude an ihm noch so hell und morgenfrisch war.
„Weist du noch?“ Der Geheimrat nahm seine Frau
in den Arm und sagte leise: „Marie — du hast schwer an
mir getragen, diese ganzen Jahre — willst du mir ver-
zeihen?“
Sie nickte durch Tränen. „Ich wollte ja, wie sehr du
gestritten hast.“



Der Weihnachtsmann an der Front.

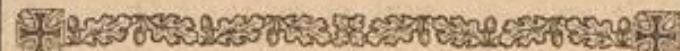
Unser nach dem Westen entsandter, vom Gr.
Generalstab genehmigter Kriegsberichterstatter,
Herr Julius Strich, schickt uns aus dem Gr.
Hauptquartier des Westens folgenden Bericht:

Deutsches Großes Hauptquartier, 19. Dez.
Der wilde Kriegslärm hat nicht nachgelassen, und doch
liegt es wie ein feiner, silberglänzender Schleier des
Friedens über dem ganzen Land, das deutsche Truppen in
Frankreich und Flandern besetzt halten. Der Weihnachts-
mann hält große Parade, von den kleinen Dörfern tief
unter im Elb- und Odergebiet bis hinauf zu den Reicht-
tümern an der flandrischen Küste. Diesmal kommt er zuerst
zu den großen Kindern, die für die deutsche Heimat kämpfen,
bluten und sterben, zu unseren braven Feldherren und zu
den blauen Jungen, die an der belgischen Küste Wacht halten,
„das Land der Briten mit der Seele suchend“.

Hundert Eisenbahnzüge mit Weihnachts- und Liebes-
gaben führen in den letzten Wochen an die Front nach
Westen und Osten, und die glänzende Organisation, welche
die freiwillige Krankenpflege auch für diese Zuführung ins
Leben rief, hat sich tadellos bewährt. Von den Sammel-
stationen der einzelnen Armeen in der Heimat gingen die
großen Liebesgaben sendungen auf den Stappensstraßen nach

von der „Königlichen“ phantasierte auf dem frisch gestimmten
Klavier. Daß Gelehrter, halb Künstler, ruft er uns mit
seiner deutschen Brust die Heimat näher. Sie wird uns
die goldene Brücke, über die wir unsere Gedanken nach
Hause in das Vaterland senden. Wie mag es dort sein?

Da sitzt eine der Ordnonnangen freudig erregt in das
Zimmer. Unten in der Stadt läuten die Glocken! Man hört
Hurrar schreien, und sie singen *„Die Nacht am Rhein!“*
Wir eilen in den Schloßhof. Wahrhaftig, dort unten in der
Tiefe, über die das Licht der Laternen, wie ein Feuerfleck,



Weihnachten 1914.

Du heilige Nacht, du Weihnachts!
Mit deiner milden Schwingen Nacht
Scheuchst du des Krieges Nähe,
Vom Himmel hoch da kommst du her
Und kündest uns die frohe Mär,
Die aus dem deutschen Tannenbaum
Umweht uns wie ein Friedenstraum. —
Ehre sei Gott in der Höhe!

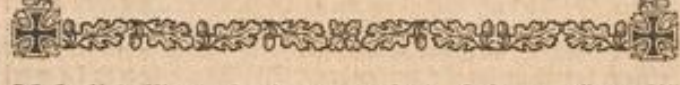
Du holder Traum in böser Zeit,
Hohnlachend tötest du der Zeit
Mit brüllenden Kanonen.
Dich Christkind auch, dich Friedenspfand,
Dich schlug der Mägen Frevelhand
Ans Märterkreuz, und erst dein Tod
Gab uns der Liebe Morgenrot,
Gab Frieden allen Zonen.

Aus deinem Blute wuchs ein Baum
Und schattete über Zeit und Raum
Den Frieden deiner Lehren. —
Doch wiederum sproßt des Leidens Saat
Und zwingt uns, mit entschlossener Tat
Dein Reich zu schützen und dein Wort;
Als wahren Friedens starker Hort
Dem Frevelmut zu wehren.

Ehre sei Gott — der Sieg ist nah!
Auf Bethlehem folgt Golgatha,
Auf Golgatha folgt Pfingsten.
Mit flammenschrift schreibt Gottes Hand
Das Menetekel auf Feindesland.
So wächst empor das neue Reich
Und heut des Friedens Palmenzweig
Dem Höchsten und dem Geringsten.

Und wie es wuchs aus Leid und Not,
Aus wälschem Zeugnis und Heldentod
Das Reich der Heilandserben, —
So wächst empor Großdeutschlands Macht
Aus Feindeslügen und Niedertracht!
So wächst empor Großdeutschlands Ruhm
Aus Schlachtenschauplatz und Heldentum,
Aus Blut und heiligem Sterben!

Vernhard Großhans-Wiesbaden.



sich breitet, klingt es wie aus tausend Achsen: „Hurrar!“
Und immer wieder und wieder. Und dann tragen die Lüste
die Melodie eines Liebes näher, daß auch mich, den Dichter-
reicher, mächtig ergreift. Die Worte hört man ja nicht, nur
die Klänge des alten „Gott erhalte!“ Das braust durch die
Straßen des Hauptquartiers in der französischen Stadt. Und
den Franzosen dröhnt in die Ohren „Deutschland, Deutsch-
land über alles!“

Die Russen sind zurückgeschlagen. Die freundige Stim-
mung wird immer härter und härter. Wir eilen im Auto-

den Clappen-Hauptorten, von wo sie strahlendförmig von
den Militärbehörden zu den einzelnen Truppenkörpern ge-
bracht wurden. Während es früher nicht möglich war, daß
nach dem bestimmten Einzeln große Liebesgaben sendungen
an einen bestimmten Truppenkörper gelangen konnten —
außer wenn sie mit Kraftwagen zugeführt wurden — wurde
diesbezüglich zur Weihnachtszeit eine Ausnahme gemacht,
und jeder Wagen einer Liebesgaben sendung durfte von
einem Weihnachtsmann aus der Heimat, der um die Samm-
lung verdienstlichen Persönlichkeit zu den Truppen nach
Belgien und Frankreich begleitet werden.

Was die vielen Tausend Ritten enthalten, die jetzt an
der Front ausgespart und verteilt werden, weiß man ja in
der Heimat. Schokolade, Marmelade, Pasteten, Cognat, Zee-
kuchen, Zigarren und Tabak, warme Unterwäsche, Puls-
wärmer, Kniewärmer, Socken etc. Besonders von letzterer
haben unsere Truppen in reichlicher Fülle erhalten. Und wie
ein Notbehelf geht es durch die Schützengräben: Nur keine
Pulswärmer mehr! Der deutsche Kriegsausdruck für
wollene Unterbekleidung im Zeichen des roten Kreuzes hat
Wollsocken für 15 Mill. M. an die Armee gefandt. Diese
Zahl mag die Unseren daheim überzeugen, daß es unseren
Truppen wirklich an nichts fehlt. Und besonders wohl-
tätig war der Gedanke, bei der gesamten Organisation der
Liebesgaben, daß nicht einzelne Formationen bedacht werden
und andere leer ausgehen sollten, sondern daß die Gaben
des deutschen Volkes ein Gemeingut der ganzen Armee sein
müßten. Sie alle hier im Felde kämpfen für jeden von
euch in der Heimat, für den Weinbauer am Rhein und für
den Handwerker in Oberbayern. Das Unpersönliche der
Liebesgabenverteilung ist gerade jetzt zur Weihnachtszeit
das so wahrhaft Menschliche. Und das Geleitwort aller
Liebesgaben sollte jenes Wort sein, das ein deutsches Mäd-
chen kürzlich ihrer Liebesgaben sendung beilegte:

Ich kenne Dich nicht und Du kämpfst für mich!
Du kennst mich nicht und ich bete für Dich!

Während der Weihnachtszeit ist jeder deutsche Kämpfer
mit seiner Heimat doppelt eng verbunden. Außer den
Weihnachtszügen, welche für die einzelnen Armeen schon in
den einzelnen Sammelorten der Heimat zusammengestellt
werden, bringt auch die Feldpost jetzt viele Tausende Weich-
nachtspakete zu den Truppen und die bis zum 1. Dezember

mobil hinunter in die Stadt. Die Wache am Marktplatz
steht mit ihrem Leutnant auf der Straße: Geräusche flattern
auf, jedes macht das Herz wärmer. Wenn es nur Wahr-
heit wäre! Ein junger Offizier bringt die Meldung, der
Kaiser habe vom Balkon des Schlosses in Berlin zu einer
jubelnden Menge gesprochen. Da muß er doch ausgiebig
sein, der Sieg gegen die Russen — und Hurrarufe ertönen
über den Platz. Man hört sie weit hinaus in die Straßen,
und aus der Kaserne eines französischen Infanterieregi-
ments braußt als begeisterte Antwort ein Ruf wie Donner-
hall: *„Die Nacht am Rhein!“*

Durch kleinere, dunkle Straßen suchen wir eine deutsche
Bierwirtschaft auf. Die zwei kleinen Räume sind heute ge-
streckt voll. Die Hälfte der Gäste muß immer warten, bis die
andere die Gläser geleert hat. Es sind zu wenig Gläser
da für das langentbehrte Münchener Bräu. Ein Gesprächs-
stoff nur liegt von Tisch zu Tisch: Die Russen sind auf dem
Rückzug. Was man noch erhofft, wird leuchtend verschwiegen.
Denn man ist im kaiserlichen Hauptquartier — und nir-
gends ist man vorsichtiger mit den Meldungen über die
Dinge im Osten und Westen, als gerade hier an der Quelle.
Und selbst wenn Hindenburg herüber telephoniert, daß die
Nacht „seiner“ Russen wieder um zwanzigtausend oder mehr
gemindert sei, dann lassen die Herren im Großen General-
stab — wenn es die strategische Lage erforderte — noch tage-
lang mit übervollem Herzen und geläutet, was sie von dem
großen Ruffe gelernt haben: Schweigen!

Die Gläser klingen aneinander, man trinkt einem
halb Duzend junger Offiziere zu, die mit dem Eisernen
Kreuz, eben frischgebadet, von der Front kommen. Da
klingt es draußen mit einemmale, mächtiger und kraftvoller
als die Stunde vorher. Ein Offizier hat den Glockenturm
des Domes bestiegen, und nun dröhnen seine Glocken, und
sie tragen ihr Geläute hinaus ins französische Land. Die
Glocken der andern Kirchen stimmen ein, und auch ein
Glocklein der kleinen Kirche dort oben bei unserm Schloß
mengt sich in die freundige Symphonie. Dort haben Land-
wehrmänner den Herrn Pfarrer sein-fröhlich um den
Schlüssel zum Kirchturm ersucht. Erst gab's wohl ein wenig
Zögern, dann aber — als er hörte, es sei nur den Russen
so gewaltig an den Kragen gegangen — rückte er mit dem
Schlüssel heraus. Und die kleine Glocke himmelte, daß es
eine Freude war.

Wir waren alle hinaus aus den Stuben, hinaus auf den
Platz. Draußen erklangen die Hurrarufe in die Nacht.
Dann stimmte einer „Heil Dir im Siegerkranz“ an, und
hundert Männerstimmen stimmten ein. Und die Glocken der
Kirche dröhnten und sangen und klangen. Leise, behutsam
öffneten sich an den Häusern die Fensterläden, Lichtschein
drang da und dort auf die Straße; dann wurden es immer
mehr und mehr, und als wieder *„Die Nacht am Rhein!“* er-
klang, läuteten tausende französische Einwohner, vielleicht
angstlichen Herzens, der deutschen Weise und den Glocken
ihrer Stadt. Einige mutige Frauen öffneten die Haustore
und erkundigten sich, was denn die Ursache des deutschen
Jubels sei, und als sie dies hörten, schlugen sie wieder still
ins Haus. Zwei junge Frauen nur — vielleicht stehen
ihre Männer im Feld — drückten die Schürze vors Gesicht,
blieben am Tor stehen und — weinten.

Ein Offizier, der Inspektionsgang hatte, kam und er-
zählte, daß alle Feldwachen, weit über die Stadt und die
Landstraßen hinaus um 11 Uhr auf ihren Posten angetreten
seien, um mit einem dreimaligen Hurrar ihre tapferen
Kameraden im Osten zu grüßen. Das gab neuen Anlaß
zur Begeisterung und *„Deutschland, Deutschland über
alles!“* klang in die stille Nacht. Dann wurde die Feier
in den Gasthäusern fortgesetzt. Ein Offizier feierte in schö-
nen Worten den prächtigen Erfolg, und alle leerten die
Gläser auf das Wohl der Feldmarschälle Hindenburg und
Erzherzog Friedrich.

An der Straßenecke draußen im Dunkeln stand ein
Landsturmann Wache. Während die Lieder ertönten,
stand er schweigend. Als sich die Offiziere aber wieder zu-
rückgezogen hatten, sagte er sich ein Herz, und wie aus
einem tiefen Brunnen rief er über den dunklen, stillen, ver-
lassenen Platz: *„Da haben wir wieder jut je-
ma!“*

Und wie zu Tode erschrocken schlossen sich rasch die letzten
noch offenen Fensterläden.

Julius Strich, Kriegsberichterstatter.

aufgegebenen Pakete sind bereits an ihren Endzielen an-
gelangt. Es ist selbstverständlich, daß nicht nur an einzelne
Truppenteile und Offiziere, sondern an die Heerführer
auch reichliche Weihnachtspakete gelangen, die für die Trup-
pen des Armeekommandanten bestimmt sind. Oft begleiteten
liebe Verse die gute Gabe. Und die trefflichsten Dichter
gehten dabei das junge Deutschland, das noch die Schulbank
drückt. Einer der nettesten poetischen Begleitbriefe traf an
den deutschen Kronprinzen ein, und ich bin in der Lage,
ihn hier wiederzugeben:

Lieber Herr Kronprinz!
In der Zeitung hab' ich es selbst gelesen,
Es sei bisher immer zu knapp gewesen,
Was Euch für die Mühen im Feindesland,
Den Lieben da draußen die Heimat gesandt.
Und da nun bald wird Weihnachten kommen,
Daß ich mir erbeuge die Freiheit genommen
Und sende den Truppen in Kampf und Streit
Für die kalte Räte 'ne Kleinigkeit.
Wir wohnen hier nämlich dicht beim Broden,
Da schmeckt man Pulswärmer, Strümpfe und Soden,
Zigarren und Tabak legt' ich dazu,
Das gibt frischen Mut, neue Seelenruhe.
Ein kleiner Trost in den kühleren Tagen
Für jene, die sich so heldisch geschlagen,
Damit bald die neu'ne Deutsche hier:
Hurrar, Germania! Deutsch ist Paris!
Gern sog' ich gegen die bösen Franzosen,
Doch trag' ich leider noch kurze Socken,
Und statt in den Kampf ruft täglich die Pflicht
Mich früh in die Schule zum Unterricht.
Als Junge, als ganz edler Halberstädter,
Herr Kronprinz, gelangt mir's vielleicht auch später,
Wenns wieder mal kloppt, daß der Feind zu kühn,
Mit Ihnen hinein nach Frankreich zu ziehn.
Verzeih' Sie, wenn ich mich selbst an Sie wende,
Und dies Paket für die Ihrigen sende
Als Dank für manch gelungenen Streich.
Ein Hoch Hohenzollern! Erich Destréich.

Dem Kronprinzen hat das Brieflein gewiß gefallen.
Julius Strich, Kriegsberichterstatter.

Direction der Disconto-Gesellschaft

Aktienkapital und Reserven rund: **Mk. 420 Millionen**

Wilhelmstrasse Nr. 14.
Telephon 899 und 900.

WIESBADEN

Wilhelmstrasse Nr. 14.
Telephon 899 und 900.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Stahlkammer. — Schrankfächer.

Vermögensverwaltung.

2663

Vorschuss-Verein zu Wiesbaden

Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht.

Friedrichstrasse 20.

Bankgeschäft und Sparkasse.

Gegründet 1860.

Fernsprecher: 6190, 6191, 6192.

Mitgliederzahl am 1. Januar 1914: 8910.

Eingezahltes Stammkapital: Mk. 4,213,405.-.

Haftsumme: Mk. 8,910,000.-. Reserven: Mk. 2,344,676.-.

**Ausführung aller Bankgeschäfte:
Sparkasse**

mit täglicher Verzinsung (Haussparkassen).

Kreditgewährung

gegen Bürgschaft und auf Wertpapiere.

Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren.
Verwahrung versiegelter Pakete, Kasten und Koffer mit Wertgegenständen.

Fremde Geldsorten.

Aufnahme als Mitglied jederzeit.

Der Erwerb der Mitgliedschaft vor dem 30. Dezember 1914 berechtigt zur Teilnahme an der Dividende für 1915.

2591

Auskunft bereitwilligst durch den Vorstand.

85,12

Punsch-Extrakte

mit den berühmten Reichel-Essenzen leichtfertig, stellen sich um mehr als

die Hälfte billiger

Originalflaschen zu 75 Pf. etc. in den beliebtesten Sorten zur Herstellung von je 2 Ltr. Punsch-Extrakt. Reiner kräftiger Geschmack, hocharomatisch u. bestens bekömmlich.

(Rezept auf jeder Flasche!)

Rum-Essenz mit Jamaika	Arrak-Essenz mit Batavia
„Ginzen“ 85 Pf.	„Ginzen“ 85 Pf.
„Ginzen“ 1.35 Pf.	„Ginzen“ 1.35 Pf.
Reichel-Extrakt zu Cognac	„Ginzen“ 85 Pf.
„Ginzen“ 1.35 Pf.	„Ginzen“ 1.35 Pf.

Rezeptbuch zur Herstellung sämtl. Cidre, Punsch-Extrakte usw. gratis und franko.

Man kauft nur die Reichel-Essenzen, in den Drogerien etc., falls wo nicht vorräthig, wende man sich an

Otto Reichel, Essenzfabrik, Berlin SO.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.

Seit 1895: 294 Einj., 182 Primaner (O. II. 7/8. Kl.) Pensionat. Im Kriegsjahr allein: 40 Einjährige u. 14 Primaner. A. 677 M. 439

Achtung!

Wir suchen gutgehende Geschäfte aller Branchen u. Assoziationen, da zur Zt. gr. Nachfragen vorliegen.

Hypotheken

1. und 2. Stelle, für hiesige und auswärtige Objekte, besorgen schnellstens
D. Emanuel & Co.
Frankfurt a. Main, Zell 38.
Telefon 7936.

Villa,

Gaenheim, Dorfstraße 29, nahe Dambachtal, Wald, 6 Zimmer, reichl. Zubehör, Garten, außerst billig zu verkaufen. Näheres Wallufer Straße 8, St. 1474

Künstlerische Fahnen

VIETOR

sche Kunstanstalt Wiesbaden

Winter-Uniformhemden

Aus

Flanell

halbwollene und reinwollene Ware in verschiedenen Preislagen.

Aus

Kriegs-Seide

reinseidene Winter-Ware, angenehm wärmend!

Stück Mk. 13.⁵⁰

Ferner alle

Winter-Artikel

für den

Kriegsbedarf

empfiehlt

Georg Hofmann

Langgasse 37.

**Erläute
Austern**

empfiehlt

Ruguit Engel,
Hoflieferant.

Amerikaner verl. umstände-
halb. ihren echten Sealstinoat
bitt. Off. u. N. 3593 an D. Frenz,
G. m. b. H. Wiesbaden. 2686

Das Asthma hält Sie unbarmherzig fest.

Ihr Asthmatiker wisst was leiden heisst! Fraglich ist es jedoch, ob Ihr so leiden müsst! Leset, was Eure frühere Leidensgenossin, Frau E. Trippert, Caub (Rheinland), Blücherstrasse 161, uns mitteilt:

„Mein Mann litt während geraumer Zeit an Asthma. Immer klagte er über Schmerzen in der Brust und im Rücken. Der Schleim war wie festgemauert, was ihm starke Beklemmung verursachte, sodass er nach Atem ringen und fortgesetzt husten musste.“

Vergeblich versuchte ich verschiedene Mittel, bis ich eine Flasche Akker's Abteisirup für meinen Mann kaufte. Sofort nach der ersten Flasche löste sich eine ganze Menge veralteten Schleimes. Von Tag zu Tag erholte sich mein Mann mehr und mehr, und als die Flasche Akker's Abteisirup aufgebraucht war, fühlte mein Mann sich so gesund als je zuvor.“

Akker's Abteisirup

Ist ein bewährtes Mittel bei Asthma, Bronchial-Katarrh, Schleim- und Keuchhusten, Halsschmerzen, Heiserkeit und anderen Krankheiten der Atmungsorgane. Akker's Abteisirup wirkt auf die Krankheitskeime abtötend, stärkt die Atmungsorgane und beugt bei rechtzeitigem Gebrauch ernsteren Brustkrankheiten vor. Man fordere als Zeichen der Echtheit den roten Streifen mit Unterschrift L. I. Akker.

Preis per Flasche v. 230 Gr. „A 2.“ — „A 4.“ — „A 6.“ —
Also je grösser die Flasche, desto vorteilhafter der Einkauf.

Engros-Vertrieb Handelsgesellschaft „Noris“, Zahn & Co., Köln.

Zu haben in Wiesbaden: Löwen-Apotheke, Langgasse 37, Oranien-Apotheke, Taunusstr. 57, Schützenhof-Apotheke, Langgasse 11, Theresien-Apotheke, Emser Strasse 24, Victoria-Apotheke, Rhein-strasse 41; Dieblich: Hof-Apotheke, Mainzer Str. 30 u. in allen übrigen Apotheken.

Wiederholte Bekanntmachung.

In letzter Zeit mehren sich die Fälle, in denen auf den öffentlichen Straßen und Plätzen der Stadt Postkarten mit der Bezeichnung „Kreuz“ angeboten werden, das deren Erlös ganz oder teilweise dem Roten Kreuz zufließen soll, während es sich in Wirklichkeit gar nicht um solche Postkarten handelt, deren Vertrieb vom Roten Kreuz veranlaßt ist.

Mit dem Vertrieb von Postkarten zu Gunsten des Roten Kreuzes sind nur Damen beauftragt, die als äußeres Erkennungszeichen eine schwarz-weiß-rote Schleife mit dem Stempel des Kreisamtes vom Roten Kreuz Wiesbaden tragen und mit Legitimationskarten versehen sind.

Ich bringe dieses, um Verwechslungen vorzubeugen, zur allgemeinen Kenntnis des Publikums und werde diejenigen Personen, die sich unter der Angabe, daß der Erlös für das Rote Kreuz bestimmt sei, mit dem Vertrieb von Postkarten auf öffentlichen Straßen oder in Wirtschaften befassen, ohne dazu berechtigt zu sein, wegen Betrugs strafrechtlich belangen lassen und ihnen die zu Verlust von Druckschriften auf der Straße v. erteilte allgemeine Genehmigung wieder entziehen. Zum Verkauf von Postkarten auf der Straße ist in jedem Falle eine besondere polizeiliche Genehmigung zu erwirken.

Wiesbaden, den 20. November 1914.

Der Polizeipräsident: von Schend.

Triplex

Weg mit dem splittergefährlichen Glas!
Die neue splitterfreie **Autobrille**.
Unentbehrlich für jeden Autofahrer!
Zu haben bei **Optiker Müller, Langgasse 15, Fernspr. 6148.**

Triplex

Schloss-Restaurant

Fernsprecher 350 und 966

Feines Familien-Restaurant

Während der Feiertage bestgewählte Mittag- und Abendessen in bekannter Güte :: Sämtliche Delikatessen der Jahreszeit

Reichhaltige Abendkarte vor und nach dem Theater

ff. Biere: Münchner Hofbräu : Pilsner Urquell : Wiesbadener Germania-Brauerei

Bestgepflegte Weine

Hotel „Grüner Wald“

Marktstrasse 10

gegenüber Königlichem Schloss und Rathaus

3214

Inh.: **Xaver Hirster.**



Damen-Konfektionsgeschäft

Segall

Wiesbaden, Langgasse, Ecke Bärenstrasse.

Ein Besuch meines umfangreichen Konfektionsgeschäfts bietet einen Ueberblick über die Reichhaltigkeit meiner Auswahl und Preise.
Besichtigen Sie bitte meine Schaufenster.

Wie ich verkaufe
dient
mir als Reklame!

Was ich verkaufe
dient mir
als Empfehlung!

2658

Allgemeine Gewerbeschule Wiesbaden.

Ausstellung von Schülerarbeiten

der kunstgewerblichen Klassen und von
einigen Klassen der schmückenden Gewerbe
von

Samstag, 26. bis Donnerstag, 31. Dezember,
täglich von 10-4 Uhr

in den Lehrsälen Nr. 14 und 16 (Erdgeschoss).

Zur Besichtigung laden wir ergebenst ein. 5029

Der Schulvorstand. 2645

Hansa-Hotel 8 Uhr abends Künstlerkonzert



Weinrestaurant
Zum Rüdesheimer
im ehemaligen Pohl'schen Haus
Michelsberg 10.

Ausgesprochene Weinstube
mit Delikatessen. 2660

A. Flüge.

Fernsprecher 6051.



Kriegsabende

im grossen Saale der Turngesellschaft,
Schwalbacher Strasse 8.

12. Abend Sonntag, den 27. Dezember, 8 Uhr.

Weihnachtsfeier

unter Mitwirkung von Frau Hans. Zoepffel,
Opernsängerin am Kgl. Theater u. des Chors
der höheren Mädchenschule von Fräul. Spies
(Leitung Herr Musikdirektor Wernicke).

Deklamationen. Ansprache: Herr Pfarrer Lieber.
Eintrittspreis 20 Pfg. (einschliesslich Kleidergebühr).
Vorverkauf am Sonntag von 11-1 u. von 2 1/2-4 Uhr am Saaleingang.

Das in der Aufführung vom 17. Dezember mit so stürmischer
Begeisterung aufgenommene badende Schauspiel aus dem Kriege

Die deutsche Frau

von Walter Kronburg

wird auf vielseitigen Wunsch am

26. Dezember (2. Weihnachtstag)

abends 8 Uhr im Saalbau nochmals aufgeführt.

Der Ertrag auch dieser Vorstellung ist für das Rote Kreuz.

Karten zu 3, 2, 1.50, 1 Mk. und 50 Pfg. Freitag u. Samstag
10-1 und 4-7 Uhr an der Saalbau-Kasse.

Vereinigung freier Künstler zu Wiesbaden.

*2475

Wiesbadener Eisenbahnen

Nord-, Süd- und West-Eisenbahn bei Nachtkrost geöffnet.
Nord-Eisenbahn (Eislab-Sportplatz).

Eintrittspreise Wochen. Kind bis 14 Jahre 10 Pf., Erwachs. 20 Pf.

Sonn- und Feiertags Erwachsene 30 Pf., Kinder bis 14 Jahre 20 Pf.

West-Eisenbahn, Georg-August-Strasse.

Wochentags Kinder bis 14 Jahre 20 Pf., Erwachsene 30 Pf.

Sonn- und Feiertags für Jedermann 30 Pf.

Kaiserstrasse (Süd-Eisenbahn). Preise wie bisher. *2475

Park-Kaffee

Wilhelmstrasse

Vornehmstes Familien-Kaffee

am Platze. *2477

Wieder-Eröffnung

am 25. Dezember, am ersten Feiertag.

Kaffee 30 Pfg.

bei erstklassigem Künstler-Konzert.

Stadt-Sparkasse Biebrich

Postsparkonto

Frankfurt a. M.

Nr. 3923.



Fernsprecher

Biebrich

Nr. 50.

Die Kasse ist von der Königl. Regierung als mündelsicher erklärt,
für die Spareinlagen haftet außer den nach
Regierungs-Vorschrift sicher angelegten Kapitalien
der Kasse noch die Stadt Biebrich mit ihrem
Vermögen und ihren gesamten Einkünften.

Zinssatz für Spareinlagen in jeder Höhe 3 1/2 %; bei halb-
jährlicher Kündigung 3 1/2 % und bei einjähriger
Kündigung 4 % mit Verzinsung vom Ein-
zahlungstage bis zum Rückzahlungstage.

Rückzahlungen in jeder Höhe in der Regel sofort.
Strengste Geheimhaltung bezüglich der Sparguthaben durch die
Kasse gewährleistet.

Einzahlung von Spareinlagen bei auswärtigen Kassen ohne Unter-
brechung der Verzinsung und ohne jegliche Kosten
für den Sparer.

Vermietung von Stahlbrennfachern zu 3, 6 u. 10 Mk. pro Jahr
in dem nach dem neuesten Stande der Technik neu-
erbauten Treffer der Kasse. 97,14

Kassenlokal: Biebrich, Rathausstrasse 59.

Geöffnet von 8-12 1/2 und 3-5 Uhr. 2659

Hausfrauen!

Mehr denn je heisst es in heutiger Zeit, durch weises Wirtschaften die zur Verfügung stehenden Mittel so
wenig wie möglich schwächen! — Gerade im Haushalt gibt es viele Dinge, bei denen gespart werden
kann, ohne daß die Lebensführung darunter zu leiden braucht. So z. B. bildet eine stets wiederkehrende nicht unbeträchtliche Ausgabe die
Reinigung der Wäsche.

Die Kosten hierfür lassen sich wesentlich verringern,

wenn

das selbsttätige **PERSIL**
Waschmittel

und zwar allein ohne Zusatz von Seife, Seifenpulver usw. gebraucht wird.

Ein einmaliges etwa 1 1/2-2 stündiges Kochen genügt, um die schmutzigste Wäsche
ohne Reiben und Bürsten vollkommen sauber zu machen; sie ist dann blütenweiß,
wie auf dem Rasen gebleicht, und besitzt einen frischen, würzigen Geruch!

Besonders ist die Anwendung von Persil auch

wichtig für Kranken- und Verwundetenwäsche sowie Verbandstoffe,
die durch das Waschen gleichzeitig desinfiziert werden. All diese Vorzüge in Verbindung mit der großen Ersparnis an Zeit und Arbeit
zeigen zur Genüge die Überlegenheit und

Billigkeit des PERSIL-Gebrauchs

gegenüber dem alten mühevollen und kostspieligen Waschverfahren. Deshalb sei die Losung für jede Hausfrau:

Die nächste Wäsche allein mit Persil ohne jede Zusatz!

Infolge unserer großen Vorräte an allen Rohstoffen liefern wir Persil auch während des Krieges in gleicher Güte und zum gleich
billigen Preise wie bisher.

HENKEL & Cie., DÜSSELDORF, alleinige Fabrikanten auch der bekannten HENKEL'S BLEICH-SODA.

Königliche Schauspiele.Freitag, 25. Dez., abends 8 Uhr:
18. Vorstellung. Abonnement A.**Die Meisterfänger von Nürnberg.**Oper in drei Akten von
Richard Wagner.

Hans Esch, Schürer

Herr de Garmo

Herr Vogner, Goldschmidt

Herr Bohnen

Herr Vogel, Kirschners

Herr Scherer

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herr Kirschners

Herbert Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

Besitzer, Hauptmann der Inf.

Herr Randschtein, Ritterguts-

2. Andante cantabile aus dem

Trio op. 97 L. v. Beethoven

Instrum. von Franz Liszt

3. Symphonie Nr. 3 „Eroica“

L. v. Beethoven

I. Allegro con brio

II. Marcia funebre

III. Scherzo: Allegro vivace

IV. Finale: Allegro molto —

Poco Andante — Presto

Samstag, 26. Dez.

(2. Weihnachtstag):

Nachmittags 4 Uhr:

Abonnements-Konzert

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Herr Herm. Irmer,

Städt. Kurkapellmeister.

1. Unser der Sieg, Marsch

E. Wemheuer

2. Ouverture z. Oper „Oberon“

C. M. v. Weber

3. Miserere aus der Oper „Der

Tribun“ G. Verdi

4. Perlen aus Lanners Walzern

Ed. Kremser

5. „Es kommt ein Vogel ge-

flogen“, humoristisches Pot-

pourri S. Ochs

6. II. ungarische Rhapsodie

F. Liszt

7. Kriegsmarsch aus der Oper

„Rienzi“ R. Wagner

Abends 8 Uhr:

Richard-Wagner-

Abend.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Herr Carl Schuricht,

Städtischer Musikdirektor.

1. Ouverture zu „Tannhäuser“

2. Siegfried-Idyll

3. Siegfrieds Tod und Trauer-

marsch aus „Götterdämme-

rung“

4. Ouverture zu „Der fliegende

Holländer“

5. Vorspiel und Schlusszene

aus „Tristan und Isolde“.

Sonntag, 27. Dez.:

Nachmittags 4 Uhr:

Abonnements-Konzert

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Herr Herm. Irmer,

Städt. Kurkapellmeister.

1. Kaiser-Wilhelm-Marsch

W. Hartenbach

2. Ouverture zu „Der Bettel-

student“ C. Millöcker

3. Lied an den Abendstern aus

„Tannhäuser“ R. Wagner

4. Türkischer Marsch

Gd. Wolff

5. Fantasie aus der Oper „Die

Zauberflöte“

W. A. Mozart-Lüstner

6. Jubel-Ouverture

F. v. Flotow

7. Tarantelle „Venezia e Na-

poli“ F. Liszt

8. Kaiser-Franz-Josef-

Marsch E. Strauss.

Abends 8 Uhr im Abonnement

im grossen Saale:

Symphonie-Konzert.

Städtisches Kurorchestr.

Leitung: Herr Carl Schuricht,

Städt. Musikdirektor.

Solistin: Frau Alice Gold-

schmidt-Metzger von hier

(Klavier).

1. Leonoren-Ouverture Nr. 3

L. v. Beethoven

2. Konzert, C-moll op. 37 für

Pianoforte m. Orchesterbegl.

L. v. Beethoven

a) Allegro con brio.

b) Largo. c) Rondo —

Allegro.

3. Zum 1. Male: Drei Blumen-

stücke E. Wemheuer

a) Blauveilchen. b) Mar-

geriten. c) Rotrosen.

4. Fantasie über ungarische

Volksmelodien f. Pianoforte

mit Orchester Fr. Liszt

Seitrat! Groß-Kaufmann und

Grundbesitzer, Hauptmann der

Damen-**Konfektion****Trauer-Abteilung**

schwarze Kleider

schwarze Röcke

schwarze Blusen

schwarze Mäntel

Langgasse 25

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265

Telefon 265



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 15.

Wiesbaden, den 25. Dezember 1914.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Kriegsneujahr“, von Hans Martin Elster. — „Feldpostbriefe, die sie nicht erreichten“, von Dr. von Gneist. — „Deutsche Neujahrswünsche“, von H. G. Pflugk. — „Zwischen Weihnachten und Neujahr 1870/71“ (Schluß). — „Das alte Haus“, Silvesterstiche von Herbert Stegemann. — „Es geht auch so“, von Dr. Joachim von Bülow. — „Bilderbogen für Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Luftige Ede“.

Zum Geleite:

Dem Menschen ist die eigene innere Lebensbewegung, der eigene innere Willenstrieb die einzige Aufklärung über den Sinn des Alls, die einzige Stelle, an der für ihn das All-Leben durchsichtig und der rastlose Schöpfungswille fühlbar geworden ist, und zwar weil er sich dort als einen Teil des Schöpfungswillens selbst empfindet und ergreift.

Artur Bonn.

Kriegsneujahr.

Von Hans Martin Elster.

Solch Neujahr sah die Welt noch nie! Die Völker, die das Antlitz der Erde formen, donnern einander an der Zeitenwende blutige Grüße zu. Diese Stunden, die sonst der stillen Einkehr und hoffnungsreichen Zukunftsfreuden gewidmet waren, verlangen Ungeheures von den Nationen Europas. Von den Deutschen insbesondere und von dem einzelnen, der sich selbst nicht mehr gehört, Eigentum der Gesamtheit geworden ist, gerade um seiner Existenz willen. Fast hätte man glauben können, die Seele, die in langen Friedenszeiten zarteste Verfeinerung und allzu leicht verletzliche Empfindlichkeit erwarb, würde den Stürmen des Kriegsgewitters und dem Aufruhr aller irdisch-menschlichen Elemente nicht mehr standhalten. Und doch hält sie aus, die deutsche Seele vor allen anderen, deren Qual und Not wir auch nie vergessen dürfen. Und wächst die Gefahr selbst bis zum wirklichsten Untergange, die deutsche Seele gibt sich nie verloren, am Neujahrstage 1915 schon garnicht mehr um der Zukunft, um aller edlen Möglichkeiten und Entwicklungen willen!

Denn heute dürfen wir es offen bekennen, daß wir wieder aufatmend in die Zukunft blicken können: Untergang droht uns nach diesen fünf Kriegsmonden nicht mehr! Dank unserem einzigartigen Heere! Aus tiefster Not und Gefahr riß es uns in ewig dankwürdiger, zielsicherer Entfaltung all seiner Kräfte, die es aus dem Volkstum gewonnen hatte und ständig gewinnt, empor zu der heutigen Neujahrshöhe. Ein stetiger Aufstieg auf den heute erreichten Gipfel waren die fünf Kriegsmonde. Und heute schöpfen wir einen Augenblick Atem, aus der Ueberschau über das Vergangene Kraft für das Kommende zu gewinnen.

Denn das Vergangene, die gewesene Gegenwart, ist die Gewähr der Zukunft. Summa in den Zeiten, da die Gegenwart höchste Anspannung aller Kräfte, reinste Erfüllung

aller Pflichten und Forderungen, leztmöglichste Entwicklung aller Gaben des Körpers und Geistes, eine nie nachlassende Läuterung durch jede auch noch so winzige Erfahrung unter der immer neuen Ueberwindung des Lebens und Todes bedeutet, da jeder irrende Schritt und Entschluß den Einzelnen und sein Volk in das dumpfste Dunkel stürzen kann, jede Minute eine nie gekannte Verantwortung trägt. Eine Verantwortung, die der ethische Träger und Wegebauer der Zukunft ist. Die uns zusammen mit der jüngsten Erfahrung in überwältigender Wucht und Wahrheitskraft lehrt:

Nicht ist der Krieg die Verneinung aller Kultur und allen schöpferischen Lebens, durch und durch zerstörerisch und das Gegenteil von allem, was wir schaffen, lieben und ehren. Nicht sollen wir deshalb schwermütig in Trauer versinken, hoffnungslos die Gegenwart tragen, ein vernichtendes Schicksal erwarten. Sondern der Krieg ist die hochgemuteste Offenbarung und die naturgeborene Prüfung aller guten Mächte des Menschen und der Menschheit. Welches Volk unter der Menschheit diese Offenbarung und Prüfung zum Besten besteht, es allein ist berufen, Führer der anderen, der Menschheit, der Welt zu sein!

Die fünf Kriegsmonde aber, so erkennen wir unsere Lage am ersten Tage des neuen Jahres, taten uns und aller Welt überzeugend dar, daß das deutsche Volk zur Führung berufen ist. Jetzt schon vor der Beendigung der Feldschlachten, vor dem endgültigen Siege der Waffen haben die Waffen der höchsten Menschlichkeit und Ethik diesen Spruch für dauernde Zeiten gefällt. Wie der endgültige Abschluß der Riesenkämpfe in Ost und West auch werden mag, es ist nur von politischer Bedeutung, von wirtschaftlichem Ausschlag. Im Reiche der Geister, der Seele siegte in den vergangenen Kriegsmonden, bei aller Gerechtigkeit gegen unsere Feinde, der deutsche Charakter, das deutsche Wesen!

Nebel deckt noch die Formen und Farben der Zukunft. In deren Lände wirft aber schon hoffnungsreiche Strahlen die Klarheit, die die Sonne der Gewißheit mit sich bringt. Denn der Deutsche eroberte sich die Gewißheit, daß er die Zukunft ist. Diese Gewißheit, sich zum persönlichsten Besitze zu erheben, ist allein des Neujahrs 1915 würdig! Zumal sie sich nicht in phantastische Fernen verliert, lebenswirklich bleibt, weil sie weiß, die uns anvertraute Zukunft ist voll schwersten Ernstes und fordert unser Leben und unseres Lebens ganze Hingabe. Um ihrer willen, ihrer übergroßen Aufgaben und Pflichten wegen nehmen die deutsche Kraft und der deutsche Geist heute schon erziehende Läuterung durch die Erfahrung an. Denn nur aus reinster Innerlichkeit her können wir als Deutsche uns wandeln zum Weltvolke, zur ersten Macht Europas, ja der Welt.

Lachende feiern gebühren dem heutigen Neujahrstage nicht. Schon um der Kämpfer, die draußen für unsere Ehre und Existenz unendliche Leiden auf sich genommen haben. Dann auch, weil Deutschland mit diesem Kriege in sein Mannesalter tritt. Reifster Mannesernst, der der Wirklichkeit Wege und der Menschen Irrungen kennt, ist die Stimmung der Jahreswende. Jener Mannesernst, der unsere Soldaten vor dem Feinde, im Angesicht des Todes erfüllt. Er kennt wohl den tiefsten und edelsten Humor, das Lachen des Gemütes, das sich eng paart mit der adligsten Helden- und Hochgesinnung, die nichts Kleinliches, nur die fruchttragenden Kräfte enthält. Fruchttragende Kräfte aber können jetzt nur sein, die es wert sind, mit dem Opfer zahlloser, der besten Menschenleben, der Blüte unseres Volkes erworben zu werden. Alles, was Du im neuen Jahre und in den Jahren, die ihm folgen, wirst, Deutsches Volk, vergiß es nie, wirst Du nur durch den Tod der edelsten Geister! Ihr Blutopfer ist und bleibt der Wertmesser Deines Lebens, Volk.

Der Neujahrstag, ein Gipfel zwischen zwei Weiten: Vergangenheit und Zukunft. Die Unwürdigkeiten des Vergangenen versinken im Dunkel der Machtlosigkeit; über die Opfer der Vergangenheit breitet das neue Werden die hoheitsvolle Tröstung, daß sie die schaffenden Kräfte vieler und kommender Generationen geworden sind. Schon öffnet sich das Land der Zukunft unsern Blicken. Mit dem Neujahrstage zieht Frühlingsahnen herauf. Seien wir der Opfer in der Vergangenheit, ihrer Tränen und Taten um dieses Frühlings willen eingedenk, würdig jetzt und immerdar! —



Feldpostbriefe, die sie nicht erreichten.

Von Dr. von Gneist.

Ein Tag vorm heiligen Abend. Frau Oberlehrer Winter trat mit enttäuschter Miene in das Wohnzimmer.

„Es ist doch wirklich schrecklich, wieder keine Nachricht von Kurt.“

Sie legte die übrigen Postsachen auf den Kaffeetisch vor ihren Gatten, der emsig die neuesten Berichte vom Kriegsschauplatz durchstudierte.

Der Duft frischen Kaffees und Gebäcks erfüllte das trauliche Zimmer; gediegene, alte Mahagonimöbel, ein Durcheinander an den Wänden von Oelgemälden und Familienbildern und zahllose Nippesachen, die die Wandbretter und Schränke zierten oder verunzierten, zeugten zwar nicht von dem Geschmack der Jetztzeit, verliehen aber dem Raum jene behagliche Wohnlichkeit, wie sie die Wohnräume älterer Ehepaare trotz aller Stilwidrigkeit aufweisen.

Auf der Kommode war ungefähr ein Duzend Photographien aufgestellt, alles Abbilder derselben Persönlichkeit vom Knaben- bis zum Jünglingsalter herauf, zuerst auf dem Schaupferd, dann in der Schülmütze und schließlich als flotter Bruder Studio in Pelzschuhe und Cerevis.

Ein Paar feste, junge Augen blickten aus dem Rahmen hervor in das lachende Leben hinein, kühn, unternehmend.

Der Oberlehrer nahm bedächtig einen Schluck Kaffee, strich über den grauen Badenbart und sah über die Brille hinweg zu seiner Frau hinüber.

„Du hast recht, Emilie, es ist hart. Schon drei Wochen von dem Jungen keine Nachricht. Aber — es muß eben auch dies ertragen werden.“ Frau Winter seufzte tief auf. Dann trat sie zu der Kommode und stellte neben das Bild des jungen Studenten eine kleine Vase mit einem Blumenstrauß.

„Hier, mein Kurtel, zu deinem Geburtstag! O, mein Jung, mein Jung, wie es dir wohl ergehen mag. Und morgen ist Weihnachtsabend.“ Ihre Stimme brach, sie mußte an sich halten, um nicht laut herauszuweinen. Aber eine Soldatenmutter darf ja nicht weinen, sie soll stark, tapfer, gefaßt, geduldig sein. Die Außenwelt soll nichts davon merken, wie es da inwendig aussieht hinter dieser gedulden, starken und tapferen Miene. Aber die Nächte, die Nächte! Sie hören die leise gestammelten Gebete, das verhaltene Schluchzen, sie könnten erzählen von den Tränen, die am Tage mit übermenschlicher Kraft zurückgedrängt werden und nachts wie ein gewaltig eingedämmter Fluß ihre Fesseln sprengen und ihren freien Lauf nehmen in nächtlicher Stille. Von den Kämpfen, den heldenmütig mit dem wehen, zuckenden Herz geführten Kämpfen der unzähligen Mütter und Väter und Gattinnen, für die es kein eisernes Kreuz gibt, und die doch so viel stilles Heldentum in sich tragen.

Mit gefalteten Händen stand die Mutter lange still und schweigend vor dem Bilde ihres Jungen.

Der Oberlehrer Winter räusperte sich mehrmals vernehmlich; nicht, weil er einen Hustenreiz in der Kehle verspürte, sondern weil er es als unmännlich und unwürdig empfand, daß in ihm etwas heiß und ungesüß aufquellen wollte, so, als ob ihn eine Weichmütigkeit übermannen sollte. Eine vorwichtige Träne stahl sich dennoch hervor und rollte langsam hinab in den graumelierten Bart. Da legte der alte Herr die Zeitung mit lautem, knisterndem Geräusch zusammen und erhob sich so rasch, wie es ihm sein Rheumatismus im linken Bein gestattete.

„Es ist das beste, Emilie, ich telegraphiere mal an die Militärbehörde und erbitte mir Nachricht über Kurt. Wir werden ja dann hören.“

„O Gott,“ sagte Frau Winter tonlos, „was werden wir dann wohl zu hören bekommen!“

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, als gefaßt und stark allem entgegenzusehen, das uns bevorstehen kann, was es auch sei.“

Er sagte dies mit sehr lauter und kräftiger Betonung, denn von der innen bohrenden Angst sollte ja nichts anzumerken sein.

Und Frau Emilie drückte die Hand auf das unruhig klopfende Herz und sagte ebenfalls sehr klar und bestimmt: „Du hast ganz recht, Albert, man muß stark und gewappnet sein und alles himmelhien, wie es kommt.“

So täuschten sie sich schon drei Wochen lang gegenseitig mit dieser Tapferkeit und diesem Gewappnetsein, um mit dieser Maske die innere Angst und Sorge vor dem anderen zu verdecken.

Als der Oberlehrer vom Telegraphenamt zurückkam, begann nun das Warten, das zehrende, bohrende, schreckhafte Bangen nach der Antwortdepeche.

Wie schrill erklang die Klingel doch heute jedesmal durch das Haus, wenn jemand kam. Allemal durchzuckte der Ton die beiden schweigsamen Alten bis in die feinsten Nervenispitzen. Und jedesmal, wenn es klingelte, gingen beide an die Tür. Einmal war es eine Blumenfrau, dann ein Bettler; dann wieder fragte irgend jemand nach einem Namen von Leuten, die garnicht im Hause wohnten. Nach zweistündiger qualvoller Pause klingelte es besonders bestimmt und eindringlich; das mußte gewiß das Telegramm sein. Aber es war nur die Butterfrau, die ihren Ueberfluß an Kraft an der Türklingel ausließ.

Dann frochen wieder schneckenartig langsam zwei Stunden in unheimlicher Stille dahin. Der endlose Tag neigte

sich seinem Ende zu, und in dem dämmerigen Halbdunkel kauernte erst recht die Sorge und spannte wie eine Spinne um ihr Opfer, ihre grauen Gespinste um die Seelen der beiden Wartenden. Jede Stunde streckte und dehnte sich zu doppelter Länge mit ihren in unheimlicher Qual durchlebten Minuten.

Dann wurde die brütende, dumpfe Stille doch wieder unterbrochen. Es klingelte zweimal, dreimal, aufdringlich, fast schmerzhaft erschütternd, vielsagend.

Sie fühlten, jetzt kam die Entscheidung.

Mit einem Ruck erhob sich der Mann und ging zur Tür; mit zitternden Füßen schleppte sich die Frau ihm nach. Der Schlüssel knirschte im Schloß, und die Tür ging langsam auf. Herr Gott, was war denn das da draußen?

Ein Krieger in Felduniform mit einem Verband um die Stirn, auf einen Stoch gestützt.

"Kurt!" schrien beide wie aus einem Munde.

"Allerdings, da bin ich."

Fröhlich rief er es und küßte immer abwechselnd den Vater und dann wieder die Mutter.

"Es ist doch nichts Schlimmes?" fragt sie angstvoll.

"Nein, nein, ich wollte mich von euch gesund pflegen lassen. Und außerdem dachte ich es mir so schön, gerade an meinem Geburtstag und zu Weihnachten bei euch zu sein."

Sorglich leiteten sie ihr Liebste hinein, jeder hielt glückstrahlend eine Hand fest. Und als dann am nächsten Abend Tannenduft und Kerzenschein das Wohnzimmer durchflutete, da blickten die beiden Alten zu ihrem Jungen hinüber, der auf dem Klavier eine traute Weihnachtsmelodie spielte, und beide dachten, eigentlich sei doch ein Menschenherz zu klein, um so viel Glück zu fassen.



Deutsche Neujahrswünsche.

Von F. G. Pflaß.

Der Neujahrstag war von jeher ein Tag, an dem sich nicht nur Freunde und Bekannte Glück und Segen wünschten, sondern an dem sich auch allerlei bedürftige Seelen durch Darbringung eines frommen Wunsches das Anrecht auf eine mehr oder minder bescheidene Gabe zu sichern suchten. Zwar eiferte die Obrigkeit gar oft gegen diesen Brauch, artete er doch nicht selten in „ein unerträgliches Geläch“ aus, doch vergebens. Allen Verboten, allen Ablösungsverfuchen zum Trost — es sind uns solche bereits aus dem 15. und 16. Jahrhundert bekannt — lebte der Brauch immer von neuem auf, und mancher Leser wird sich aus seiner Jugendzeit erinnern, wie lebhaft es am Neujahrsmorgen daheim zuging.

Außer den Scharen von armen Leuten und aabenheischen Kindern sprachen Nachtwächter und Schornsteinfeger, Gemeindevorsteher und Totengräber in allen Häusern vor. In den Städten sammelte der Kantor den Kern der Sänger, in den Dörfern aber gingen die Organisten und Schulmeister, begleitet von einigen Knaben, vom Neujahrstage an von Haus zu Haus, sangen ein Lied und erhielten ein Geldgeschenk, reichten dann auch die verschlossene Büchse des Pfarrers hin, der „viel Segen wünschen ließ“. In Holland, Norddeutschland und Schlesien hielten die Pfarrer mancher Dörfer früher sogar in eigener Person Neujahrsumgang und sammelten unter Beistand des Küsters ihre Gefälle ein, die in Brot, Eiern, Käse, Speck, Wurst, Geflügel und in Schlesien auch in getrockneten, auf Bäden gereihten Rüben und Möhren bestanden.

Vielfach wurde bei diesen Neujahrsumgängen ein Gesangbuchvers gesungen, oft war es aber auch ein altüberlieferter, volkstümlicher Wunsch, den man zu Gehör brachte. So sprachen die Kinder hier und da in Bayern, und teilweise ist es wohl noch heute der Fall:

„Ich wünscht ein glückseliges neues Jahr,

Und 's Christkindle im krausen Haar,

Viel Glück ins Haus

Und 's Unglück oben 'naus!“

Im Erzgebirge brachte das Gefinde der Herrschaft seine Wünsche in folgendem Spruche zum Ausdruck:

„Wir wünschen der Herrschaft ein'n goldnen Fisch,
An jeder Ecke ein'n gebratnen Fisch,

Und mitten drauß eine Kanne Wein,
Dabei soll die Herrschaft recht lustig sein.
Und dann woll'n wir wünschen,
Dass die Pferde aut aehn,
Und die Schweine gedeihn,
Und die Kinder reich frein.“

Ein schöner, in Schlesien gebräuchlicher Glückwunsch lautet:

„Ich wünscht euch viel Glück und Segen zum neuen Jahr,
Dass euch der liebe Gott bewahr
Vor großem Kummer und Herzeleid,
Wie dieses Jahr, so alle Zeit!“

In manchen Dörfern der Lindeburger Heide sprach der Nachtwächter, wenn er am Neujahrsmorgen lutend von Gehöft zu Gehöft schritt:

„Ich wünscht io allen en glückselig Jahr,
Un wenn id wat wünscht, denn ward dat oof woer.
Den Husheern wünscht id sin Schün's vull Noorn,
Un ledbig sin Feld von Dinkel un Doorn.
De Husfroo de Kamern vull Schinken un Wöst
Un allens, wat god is för Hunger un Döst.
Den Husfahn en Niet- un en Sadelpeerd,
Un en Brut, de ehr teihntulend Daler wert.
De Dochter de Kussers vull Pinnen un Drell
Un to'n Brögam en smuden Jungesell.
De Pütten (Kleinen) en Sack vull Appeln un Beern,
Denn herwt se wat to Neiohr to vertehren.
Den Knecht en süßwern Piesch (Pieschenstiel) in de Hand,
Denn kann he kusscheern von Land to Land.
De Magd en Besen von Gold in de Hand,
Denn kann se de Spinnwew seg'n von de Wand.
Un mi de ol Blüh' (Büchse) bet haben (bis oben) vull
Denn dormit is dat man swak bestell!“ [Geld,

Weit verbreitet waren früher auch die alten „Anfangslieder“, eins der schönsten teilt W. v. Dittfurth in seinen „Bräutlichen Volksliedern“ mit, es lautet:

„Was wünschen wir dem Herrn ins Haus

Für ein neues Jahr?

Wir wünschen ihm ein' goldnen Fisch,

Darauf soll er essen gebratne Fisch.

Von Silber und von Gold, von Perlen nicht zu sein:

So wünschen wir ein glückseligs neues Jahr darein!

Was wünschen wir der Frau ins Haus

Für ein neues Jahr?

Wir wünschen ihr ein Wiegelein,

Darin soll sie wiegen ihr Kindelein.

Von Silber und von Gold, von Perlen nicht zu sein:

So wünschen wir ein glückseligs neues Jahr darein!“

Dem Sohn wird eine Feder gewünscht, „damit soll er schreiben ein Brieflein über Land“, der Tochter „ein Nadelein, darauf soll sie spinnen ein Fädelein“, usw.

In einzelnen Teilen Badens eilen noch heute die ärmeren Kinder der Dörfer vor Morgengrauen von Haus zu Haus, schlagen an die Tür und singen: „Wer wünschten i e glückselis neus Door, ganne Leib, langs Lewe un de lieue Friede.“ Dafür bekommen sie ein eigens für diesen Zweck gebackenes Brotlaibchen.

Sehr häufig kommt natürlich in diesen Versen, wie in so vielen anderen volkstümlichen poetischen Erzeugnissen, der Humor zur Geltung. Die Pfälzer Kinder der Verzasener Gegend singen z. B.:

„Ich wünscht e glückseligs neus Jahr,

E Lebkuche wie e Schenertor,

E Brezel wie e Biegelebach,

E Bratwurst bis uf Saagebach (ein Ort).“

Oder noch etwas derber:

„Ich wünscht dir e glückselig neus Jahr

Und e Veriä mit Gehehor,

Und e Simmere Päs nei,

Das soll dein Neiohr sei.“

Im Niederbayerischen wünscht man:

„Dem Bauern einen goldnen Hock,

Der ihm steht wie ein Nagerhock (Nesse).

Der Bäuerin eine goldne Hauben,

Die ihr steht wie einer Turkelhauben.“

In der Pfalz lautet ein solcher Neujahrswunsch:

„Glück und Heil zum neuen Jahr

Dir bewahrt sei ohn' Gefahr,

Tausend Scheffel Wohlergehn,

Glück und Heil zum Bräutaufrichn,

Einen Beutel voll Dukaten,
Täglich einen Schweinebraten,
Immer gutes Bier fürn Durst
Und dazu 'ne große Wurst,
Alle feinen guten Früchte,
Alle Tag ein neu Gericht,
Eine gute Schlittenbahn,
Einen Bispelpelz mit Vorten,
Gute Freunde allerorten,
Und daß alles wäre wahr,
Das wünscht ich zum neuen Jahr."

Damit die Beglückwünschten aber auch nicht vergessen, sich für all die guten Wünsche erkenntlich zu zeigen, wird nicht selten mit dem Wünsche gleich eine Bitte verbunden, so z. B.:

"Glückselig neu Jahr,
Die Augen hüßlich klar,
Stets was Guts auf den Teller,
Und mir einen Heller."

Oder:

"Es geht 'ne goldne Schnur ums Haus,
Derr Herr, der guckt zum Fenster 'raus,
Er scheint sich zu bedenken,
Will uns was Schönes schenken."

In Franken rufen die Kinder:

"Kloppe, Kloppe, Hämmerla,
's Brot liegt im Kämmerla,
's Messer liegt darneben:
Sollt mer ebbes geben,
Gut Sal, gut Sal (gut Heil)!
Und mein Gefellu aa an Zal (Zeil)!"

Charakteristisch ist in dieser Beziehung auch das badiſche Schnitzlied, das von jungen Burschen und armen Leuten vorgetragen wird und seinen Namen von der gewöhnlichsten Gabe, Nuss- und Birnenschnitten, hat. Es erzählt vom Christkind, und der Schluß jeder Strophe lautet:

"Wir wünschen euch allen ein neues guts Jahr,
Ein neues guts Jahr und auch viel Glück,
So beten wir an Herrn Jesus Christ."

Zwischen den einzelnen Versen wird aber immer in launiger Weise die Bitte um Geld, Speck, Brantwein, Schnitte usw. angebracht, so singt man z. B.:

"Hansvater, steig ins Dach,
Hol herunter e Nussack (Speckseite),
Nimm eins von den langen
Und laß die kurzen hangen."

Ähnliche Bitten werden an die Hausmutter gerichtet. Nach Empfang einer Gabe wird das Danklied gesungen, das mit den Worten beginnt:

"Man hat uns redlich und ehrlich gegeben,
Gott laß euch das Jahr in Frieden erleben."

und in dem man dem Bauer einen goldenen Wagen, der Bäuerin aber eine goldene Krone wünscht. Haben die Schnitzlänger jedoch nichts erhalten, so singen sie beim Abgehen:

"Man hat uns redlich und ehrlich nix gebe,
Der Teufel soll euch den Hals ra- (herab) säae."

In einigen Gegenden der Schweiz rächen sich die enttäuschten Neujahrsänger durch den Spruch:

"Müdig und schäbig und inne hohl,
Sie händ au müd, das wüßsid mir wohl!"

Hier und da hat sich auch noch die Sitte des „Neujahr-Abgewinnens“ erhalten, wo der mit seinem Glückwunsch Zuwerkommende vom anderen ein Geschenk beanspruchen darf, das „Neujahrsgeld“. Im Limburger Lande besteht das Geschenk in Pfefferkuchen und einem Gläschen Rikör für Erwachsene, in Badolst für Kinder, in der Eifel gibt es einen Becken oder einen kleinen Kuchen in Radform usw. Der Glückwunsch erfolgt gewöhnlich in poetischer Form. In der Eifel lautet er:

"Glück zum Neujahr!
Lang zu leben,
Selig zu sterben!"

Im Böhmerwald ruft ein Bursche dem anderen zu:

"Brüder! Neues Jahr! Neues Jahr!
Christkindlein liegt im kranken Paar,
Langes Leben, langes Leben
Und einen Beutel Geld daneben!"

Den Mädchen wünscht man „einen schönen Mann“, den Burschen „ein schönes Weib“, die Schwester neidend dem kleinen Bruder „hüßlich viel Schläg“, der Mann seiner Frau aber „all seine Lieb“.

Zwischen Weihnachten und Neujahr 1870/71.

(Schluß.)

Ich machte meine Nachttoilette, die darin bestand, daß sämtliche Knöpfe gelockert wurden, und legte mich in dem behaglich warmen Zimmer auf ein Bett. Früh morgens weckte mich eine Ordonnaiz und brachte Kaffee und frisches Weißbrot. Als ich aus meiner Manteltasche ein großes Stück Speck zog, sah es der Soldat so sehnsüchtig an, daß ich ihm die Hälfte schenkte. Das imponierte ihm so, daß er mir noch ein großes frischgebackenes Brot brachte. Als ich zum Fenster hinausah, erblickte ich schon unser eben angetretenes Bataillon. Die Kameraden waren sehr mißgestimmt, teils weil sie sehr schlechte, enge und kalte Quartiere gehabt hatten, teils weil es nun wieder in die Wagenabteile ging.

Wir wurden also eingeschifft und fuhren nach Chatillon. Man hatte jetzt die Bestimmung getroffen, daß in jedem Zuge vorn und hinten in einem Padwagen, eine Anzahl von „Notablen“ mitfuhr. Aus den Dörfern wurden einfach die Maires geholt und in die Padwagen gesteckt. Dazu ein paar Schildwachen. Und so mußten diese Herren Vergnügungsreisenden unter dem Hohn der Soldaten jede Eisenbahnfahrt mitmachen. Sie saßen trübselig in ihrem Wagen auf Stroh, und es war sicher für die armen unschuldigen Leute sehr unangenehm. Diese neue Methode wurde dem Kommandanten von Langres mitgeteilt, und mit einem Schläge hörten Entgleisungen und Beschädigungen von Eisenbahnzügen auf.

Chatillon war dadurch berührt, daß das Landwehrbataillon Anna und eine Schwadron Kavallerie hier von Ricciotti Garibaldi überfallen, gefangen genommen und vernichtet worden war. Die Landwehrlente hatten gedacht, hinter der Armee sei es sicher. Völlig unfriedensmähig hatten sie sich einquartiert, ohne genügende Posten und Wachen auszufüllen. Der Leichtsinn des Bataillons trug die Hauptschuld am Erfolge Garibaldis. Mit den eroberten Pferden hatte sich Ricciotti Garibaldi sogar etwas Kavallerie „geschaffen“, die ihm gänzlich fehlte. Ich kam in ein Quartier, das schon von einem Telegraphisten besetzt war. Er erzählte mir sehr viel. Am Tage vor dem Ueberfall sei Ricciotti Garibaldi als Zivilist in Chatillon gewesen. Er habe mit den Offizieren im Hotel gekneipt und sich als Kaufmann ausgegeben und sogar etwas deutsch gesprochen. In der Nacht sei er im Hotel geblieben, habe alles genau auskundschaftet und am Ende besser Bescheid gewußt als der Major des Bataillons. Der Telegraphist zeigte mir auch das Zimmer, wo der Major ermordet worden war. Ein großes holzgetäfeltes Zimmer. In der Ecke stand eine leere Bettstatt. Diese Ecke und das Bett zeigten wohl 20 bis 30 Kugelspuren. Gleich zu Anfang hatte man den Major im Bett erschossen, so daß es an jeder Leitung gefehlt hatte. Sehr ruhmvoll war die Geschichte gewiß nicht.

Der Telegraphist wußte noch vieles Neue! Werder habe Dijon aufgegeben. Bourbaki folge ihm und griffe die Zernierungsarmee von Belfort an. Unsere Märsche würden sämtlich von Versailles aus von Moltke direkt befohlen und dirigiert. Die Sachen stünden schlimm, wenn es Bourbaki gelänge, Werder zu besiegen, Belfort zu entsetzen und durch den Elß nach Baden durchzubrechen. Als ich das den Kameraden erzählte, glaubten sie es nicht und lachten mich aus.

Am 27. Dezember, mittags um 1 Uhr, brachen wir auf, wir sollten nach Angerres marschieren, und zwar alle zu Fuß, da die Pferde und die Bagage noch nicht angekommen waren. Der Marsch nach Laigues war nicht weit. Die Quartiere daselbst ließen nichts zu wünschen übrig. Ich lag bei einem Arzte, dem früheren Maire. Er bekam immer die doppelte Einquartierung, da er nicht Gambettist war. Er schimpfte denn auch gehörig auf Gambetta. Es sei die größte Lüge, daß Soldaten freiwillig kämen, im Gegenteil, viel rücksichtsloser und grausamer als je unter einem Napoleon würden die Rekruten gezwungen, sich zu stellen. Daß man schlechte

Generale hätte, rief er, sei ein Unglück, aber daß ein herge-
laufener Adoolat wie Gambetta einen alten Briganden wie
Garibaldi zum General der Franzosen machte, sei eine
Schmach für Frankreich! Wir sahen dann abends noch
lange zusammen und politisierten.

In der Nacht waren auch unsere Pferde wieder gekom-
men. Wir hatten einen sehr weiten Marsch von 35 Kilo-
metern nach Conerre vor uns. Es war furchtbar kalt. 12 Gr.
minus Reaumur! Der Wind piffte durch Mantel, Baschlif
und Hosen, man fühlte ihn förmlich auf der Haut. Zitternd
hing man auf dem Pferde und ging lieber von Zeit zu Zeit
zu Fuß, um nicht zu sehr zu frieren. Es war auch nötig,
vom Pferde zu steigen, weil sich der Schnee in den Hufen
zusammenballte, sodaß das Pferd ausglitt. Der Bursche
mußte mit dem Beil wiederholt das Eis aus dem Huf
heraushacken. Mein Bursche sah sehr „wüß“ aus. Er war ja
nie vorher Soldat gewesen und nur als Pferdepfleger ein-
berufen. Unrasiert, ohne jede soldatische Haltung, ohne
Helm, Koppel und Seitengewehr, was er alles schon lange
nicht mehr besaß. Statt dessen hatte er einen Strick um
den Leib gegürtet, darin steck, wie ein Pistol, eine Axt. Nur
die Pfeife hatte er gerettet, und da ich ihn mit Tabak ver-
sah, war er völlig zufrieden.

Wir kamen durch eine reiche Gegend. Ueberall Wein-
berge und Weizenfelder. Chablis und viele Schlösser lagen
am Wege. Hier sah ich zum ersten Male in meinem Leben
Wölfe im Freien. An einem Pferdekadaver fraßen zwei
solcher Bestien. Die Bauern erzählten, daß es in den dicken
Wäldern hier noch viel Wölfe gäbe.

In Cenglais, dem Marquis von Cenglais gehörig, be-
kamen wir sogar, obwohl es nicht verlangt war, ein warmes
Frühstück. Allerdings nur aus heißer Bouillon mit ein-
geschnittener Semmel sowie Käse und Wein bestehend. Aber
es war doch etwas Warmes. Nur der Speisesaal, in dem
serviert wurde, war eiskalt. Das enorm große, prächtige
Schloß hatte wohl zehn Fuß dicke Mauern, überall Eichen-
getäfel an den Wänden. Weiße, jetzt leere Pferdeställe, schöne,
figurenreiche Sandsteinportale mit großen Wappen bekun-
deten den Reichtum der Erbauer, nicht aber der Besitzer;
denn jetzt sei die Familie verarmt, zwei leichtsinnige Söhne
hätten das Vermögen in Paris durchgebracht, so berichtete
der Maitre d'Hotel.

Die Soldaten empfingen ebenfalls jeder ein Koch-
geschirr voll warmer Suppe, ein großes Stück Brot und
Wein. Dies Entgegenkommen war sehr klug. Man gab
wenig und rettete viel. Man schützte sich vor Requisitionen.
Gerade weil die Gabe freiwillig war, machte sie Eindruck.

Nun kletterten wir wieder auf die Pferde und langten
bei tiefer Dunkelheit in Conerre an. Die Einquartierung
wurde sehr summarisch vorgenommen. Jede Kompanie be-
kam eine Straße angewiesen, sie wurde möglichst eng belegt,
und es wurde jedem einzelnen anheimgegeben, wie er sich
etwas zu essen verschaffen wollte. Ich domierte an ein an-
ständig aussehendes Haus, bis es mir aufgetan wurde. Hier
war es sehr gemütlich. Die Zimmer waren warm. Die
Familie saß eben bei Tisch. Mir wurde gleich ein Kuvert
hingelegt. Es gab warme Suppe und einen vorzüglichen
kalten Rinderbraten. Der Wirt hielt mir eine große Rede.
Solange ich in seinem Hause sei, wäre ich sein Gast. Da
könne mir nichts passieren. Ich solle aber ja nicht auf die
Straße gehen. Wir würden wohl in der Nacht überfallen
und alle gefangen. Ich hielt mich doch für verpflichtet, diese
Nachricht dem Major zu überbringen. Der sagte: „Die
Sache ist sehr einfach. Der Abmarsch ist auf 8 Uhr fest-
gesetzt, das weiß jeder, das weiß auch die ganze Bevölkerung.
Um 6 Uhr lasse ich alarmieren, dann kommen wir ganz
sicher mit gesunden Knochen aus Conerre heraus.“

Richtig, am 28., früh 6 Uhr, ertönte Generalmarsch!
Nun mußte man aus dem warmen Bett, in die nassen
Stiefel, in den kalten Wintertag! Mein Wirt brachte mir
noch den Rest des Rinderbratens, Brot und Kognak, wofür
ich mich sehr bedankte. Auch Kaffee gab es früh 6½ Uhr
— mehr konnte man nicht verlangen. Ich freute mich sehr,
meinem Stabsarzt, der mir so oft aus einem besseren Quar-
tier etwas mitbrachte, auch einmal ein schönes Stück Braten
geben zu können. Beim ersten Rendezvous sahen wir vom

Berge herab auf das im Tal liegende Conerre. Von der
anderen Seite kamen schon die Franzosen den Berg herunter.
Es war vollständig hell geworden.

Da sah ich aus der Tiefe vor den letzten Häusern von
Conerre in gemütlichem Schritt den Fähnrich heranlatschen.
Natürlich hatte beim Alarm jeder mit sich zu tun und nie-
mand hatte sich um ihn gekümmert. So hatte er erst in
Ruhe gefrühstückt, war dann sehr erstaunt, als er hörte, daß
das Bataillon schon fort sei und kam nun ganz entrüstet
nachgetrottelt. Er fand es sehr wunderbar, daß wir um
sieben, statt um acht, wie doch bestimmt sei, abmarschiert
wären. Gerade solche Leute haben immer Glück. Wäre
er vielleicht noch zehn Minuten geblieben, so hätte man ihn
gefangen oder umgebracht.

Der Marsch ging nach Montbard, also wieder zurück,
aber einen anderen Weg als gestern. Mit uns marschierte,
aus einer Seitenstraße mit uns zusammentreffend, Artillerie
und eine große Kolonne leerer Wagen, die nach Chatillon
zurück wollten. Das metallische Knirschen der Kanonenräder
im Schnee machte einen unheimlichen Eindruck. Die Artil-
lerieoffiziere meinten, es könne jede Minute losgehen, wir
seien unmittelbar am Feinde.

Das Dorf, wo wir diese Nacht bleiben sollten, hieß E-
zines. Es sah arm und schmutzig aus. Wir kamen in ein
Haus, wo alles eiskalt und kalt war. Der salle à manger, wie
der Bauer in sabots das ungemütlichste und kälteste Zimmer
nannte, diente uns zum Aufenthalt. Wider alles Erwarten
bekamen wir ein Diner von vier Gängen, feine Weine, Kon-
fitüren, getrocknete Weintrauben — kurz alles vortrefflich.
Hier zu Lande gab es stets „raisins“, getrocknete Wein-
trauben, die entweder an einem Bindfaden aufgehängt oder
einfach auf den Schrank gelegt und getrocknet waren. Die
Soldaten hatten das bald gemerkt, und sobald sie in ein
Quartier kamen, war immer der erste Griff oben auf die
Schränke, um die „raisins“ zu finden.

Für die Nacht hatte ich mir ein kleines, enges Zimmer
ausgesucht, in dem ich mir vor dem Kamin einen großen
Haufen Holz hatte aufschichten lassen. Denn hungern,
dürsten und alle Strapazen ertragen wollte ich, aber nur
nicht fortwährend frieren. Nachts erhob ich mich oft von
der Matratze und warf einen Arm Holz in das Feuer.

Am 29., früh, gab es noch reichlich Café au lait und
geröstetes Brot. Dann ging es fort. Unter den schweren
Kanonen knirschte der Schnee. Schweigend marschierten
wir durch die Schneelandschaft. Die Kanne war schlecht.

Wir kamen wieder an einem großen, wundervollen
Schloß vorbei, einem gotischen, mittelalterlichen Bau, der
von einem Wassergraben umgeben war. Es wurde Halt
gemacht. Alle Schlappen und Kranke wurden auf die Wagen
gepackt und nach Chatillon zurückgeschickt. Nun waren nur
die Gesunden und Kräftigen übriggeblieben, und das Jam-
mern der Schwächlinge, sowie das zwecklose Belästigen der
Ärzte hörte endlich auf.

Unser Rendezvous mittags hatten wir bei Nuits-
Ravières, wo die Garibaldianer die Eisenbahnbrücke in die
Luft gesprengt hatten. Pioniere arbeiteten an einer Ersatz-
brücke aus Holz. Bei 12 Gr. Kälte, nur Drillstarbeits-
anzug, teilweise im Wasser stehend. Schwierigeres hatte der
General Eble, als er über die Beresina die Brücke schlug,
auch nicht ausgeführt. Das Dorf war verbarrikadiert, die
Häuser hatten überall Schießscharten, viele Patrouillen liefen
herum, weithin standen Doppelposten.

Danach kamen wir nach Nisy, das auch an der Eisen-
bahn und dem Kanal gelegen ist. Hier lag das General-
kommando des 7. Korps, Zastrow. Viele Generalstabs-
offiziere, Armeegendarmen und Ordonnanzen standen vor
seinem Quartier. Die ganze Korpsartillerie war auf-
gefahren. Die Nachricht hatte sich verbreitet, wir sollten
durch das Gebirge gehen und im Rücken der französischen
Armee, die Werder nach Belfort nachgezogen war, Dijon
nehmen.

Nachtquartier hatten wir in Buffon, einem armseligen
Nest. Hier war der berühmte Naturforscher Buffon ge-
boren — eine Kenntnis, die unsere Lage um nichts ver-
besserte! Wir lagen — sechs Offiziere, sechs Burschen, ein
Sergeant und drei Muskettiere — in einer Stube, außerdem

die französische Familie. Wir brieten, wie im Biwak, Beefsteaks — Fleisch war stets vorhanden, denn Kühe gab es überall. Dazu tranken wir den niederträchtig schlechten Wein aus dem Keller des Wirtes. Wir waren aber doch sehr vergnügt und kamen aus dem Lachen nicht heraus. Die Franzosen sahen uns sehr verwundert an und schüttelten den Kopf über unsere Fröhlichkeit. Besonders entrüstet waren sie immer, wenn die Soldaten das Lied anstimmten: „Malheur, malheur, pour vous, pour nous, pour tout le monde, pour les enfants, pour tous les hommes, en toute le monde!“

Abends mußte der Adjutant noch in das Hauptquartier, Befehl zu empfangen. Ich ritt aus Langeweile mit. Neben der Chaussee lief der Kanal, und jenseits des Kanals war französisches Gebiet. Deshalb warteten wir, bis es dunkel war und ritten in einiger Entfernung von einander. Nächtlche Expeditionen liebten die Franzosen nicht; so kamen wir ungefährdet hin und zurück.

Nachts fror es wieder gehörig. Früh 14 Gr. Kälte! Am 31. hatten wir in diesem gräßlichen Quartier Ruhetag, zu dessen Feier wir einen ganzen Feldkessel Schnaps geliefert bekamen. Die Bäuerin machte mit unserem Rindfleisch und allerhand Rüben eine sehr gute Suppe zu Mittag. Auch Geld gab es massenhaft. Der Zahlmeister zahlte in Silbertalern. Man hatte ja hier und da, noch in Saarlouis beim Zeit, Geld verborgen. Das kam nun jetzt alles ein, da niemand das schwere Silbergeld schleppen wollte und die Koffer nicht in Sicht waren. Ich tat also alle Taler in meine Umhängetasche und, da sie mich beim Trabreiten belästigte, hing ich sie meinem Burschen um. Erst nach vielen Tagen konnte ich die Taler in den Medizinkarren verpacken — es fehlte kein Stüd.

Am 1. Januar marschierten wir nach Montbard; hier sollten wir die zwei anderen Bataillone unseres Regiments treffen. Eine große Truppenzahl war hier versammelt. Nach Süden zu war Montbard die äußerste besetzte Stadt. Es verbreitete sich das Gerücht, Garibaldi wolle hier unsere Linien angreifen; in einer Stunde würden wir im Feuer sein.



Das alte Haus.

Silvesterflanze von Herbert Stegmann.

„Wie gesagt, Frau Rohwoldt,“ wiederholte der Bankdirektor, indem er mit den gepflegten Fingern seinen grauen Spitzbart ungeduldig streichelte, „ich vermag unter diesen Umständen natürlich eine Verlängerung des Kredites für Ihr Haus bei unserem Direktorium nicht zu besfürworten. Es wird Ihnen ja sicher gelingen, noch rechtzeitig anderen Rat zu schaffen.“

Die alte Dame richtete sich stattdlich und stolz auf. „Es tut mir leid, Sie so lange bemüht zu haben, Herr Direktor,“ sagte sie mit ruhiger Stimme, der niemand ihre tiefe innere Bewegung anmerken konnte. „Ich werde mir die Hypothek mit Hilfe auswärtiger Verwandten beschaffen. Freilich hätte ich die Angelegenheit lieber auf rein geschäftlichem Wege erledigt; und deshalb kam ich zu Ihnen. Aber vielleicht ist es so besser, und jedenfalls möchte ich nicht nochmals an das Direktorium herantreten.“

Der Direktor neigte höflich und gleichmütig das Haupt, obwohl er ganz genau wußte, daß die auswärtigen Verwandten höchstens auf dem Monde existierten. Und Frau Rohwoldt erhob sich und ging, von dem sich verneigenden Manne bis an die Tür geleitet.

Es war der letzte Abend des alten Jahres. Ein gelbgrauer Nebel hüllte die Häuser und Straßen ein und legte sich schwer auf die Seele der alten Frau, die mühsam heimwärts wanderte. Die Gassen der kleinen Stadt lagen öde und menschenleer da, aber Frau Rohwoldt hielt sich doch grade und aufrecht, es war ihr zur Gewohnheit geworden, das unerbittliche Alter zu verbergen, das ihr auf die Schul-

ter drückte und ihre Schläfe furchte. Niemand durfte es wissen, wie müde, wie krank sie eigentlich war, denn sie hatte zu kämpfen für die Firma, für das alte Haus.

Da lag es vor ihr, im Dämmer des nebligen Abends, das alte Haus am Markt: ein mächtiges, zweistöckiges altes Patrizierhaus mit dunklem Holzgiebel und meterdicken trohigen Mauern. Das Kontor lag zu ebener Erde, und als Frau Rohwoldt die geräumige Diele durchschritt, verließen die Angestellten eben die Büreauräume, denn es war Feierabend, und schon läuteten die Glocken der nahen Kirche zum Gottesdienste. Die alte Frau nahm die Grüße der Leute mit ruhiger Würde entgegen und stieg die breite Holztreppe empor zu den Wohnräumen. Draußen ward es allmählich still, die Schritte verhallten, die schwere Haustür fiel ins Schloß. Die alte Magd, die Frau Rohwoldt seit Jahren um sich hatte, entzündete im kleinen Privatkontor eine Lampe, und die Inhaberin des alten Handlungshauses begann sich, wie sie es gewohnt war, in Bücher und Papiere zu vertiefen. Tiefes Schweigen herrschte ringsumher: draußen hatte es zu schneien begonnen, und die Glocken rieselten nieder, als wollten sie alle Unrast dieser Welt in ewige Ruhe und sanften Frieden einhüllen.

Frau Rohwoldt stützte den Kopf in die Hände und sah müde in das Licht der Lampe hinein. Hier, in dieser Einsamkeit, fiel die Maske ab, die die stolze Frau vor der Welt zu tragen für nötig hielt: ihre Augen blickten glanzlos und erloschen, ihre Haltung war gebückt, und um ihren schmalen Mund zogen sich unzählige Falten, die von durchwachten Nächten und Stunden der Sorge und des Grams sprachen.

Die Gedanken der verlassen Frau gingen weit, weit zurück, und im Schweigen dieser Nacht zog ihr ganzes Leben an ihr vorüber. Ihr gegenüber an der Wand, im matten Lichte der Lampe, hing ein großes Bild ihres Gatten, der seit mehr als vierzig Jahren von ihr gegangen war: ein trohiges, herbes Gesicht mit vorspringenden Backenknochen und tiefstehenden Augen, mit einem Zuge unbezähmbaren, heißen Willens um den starken Mund. Sie war in ihn, in seine männliche und zähe Natur von Jahr zu Jahr mehr hineingewachsen, und als er starb, war es nur natürlich, daß Frau Rohwoldt die Fäden des Geschäftes ergriff und es für ihren damals erst zehnjährigen Sohn fortführte. Der glück äußerlich aufs Haar seinem Vater, aber er war ein Tunichtgut gewesen, reichbegabt, aber — so glaubte wenigstens die verwitwete Mutter — unfähig zu ernster Arbeit, ein Verschwender, ein Leichtsiniger: und als er kaum zwanzig Jahre zählte, da hatten sich all die unbedeutenden Anlässe, die bisher Zwistigkeiten zwischen ihm und der Mutter gebracht hatten, zu einer einzigen gewaltigen Wolke zusammengeballt, der Sohn hatte die Hand gegen die herrische Frau erhoben, und von Stund an war er verschwunden. Das war an die dreißig Jahre her, und seitdem war kein Lebenszeichen mehr von ihm gekommen.

Frau Rohwoldt trat ans Fenster und blickte in das Schneetreiben hinab. Glitten nicht die menschlichen Schicksale dahin wie die Schneeflocken, still und stumm, um an der Erde zu vergehen? Und sie? Für was kämpfte sie denn eigentlich, welchem Phantom brachte sie ihre Tage zum Opfer? Sogar die Leute in der Stadt — das hatte ihr neulich ein Zufall zugetragen — schüttelten den Kopf über die seltsame alte Frau, die ihr Haus, das dem Absterben geweihte, frampfhaft aufrecht zu halten suchte. Sie hatte niemand auf der Welt, dem sie das, was sie in Jahren zäher Arbeit aufgebaut und behütet hatte, hinterlassen konnte. Mit ihrem Tode — und bald konnte, ja mußte der kommen — brach alles das, dem sie ihr Leben gewidmet hatte, zusammen, das alte Haus kam unter den Hammer, je nach dem Stande des Vermögens erschienen ein paar lachende oder weinende Erben auf der Bildfläche: ja, sie hatte — das Gefühl war in den letzten Jahren immer mächtiger in ihr — ihr Leben an einen verlorenen Posten gesetzt, und das Gescheiteste war es im Grunde, dieser ganzen schlechten Komödie ein Ende zu machen.

Aber ein ungeheurer Trotz hielt die alte Frau aufrecht, und auch in dieser Stunde tiefer Verlassenheit und Müdigkeit blieb er ihr treu. Nur nicht sinken, nur nicht zusammenbrechen, der Welt, der erbarmungslosen Welt zum

Höhne. Was ging es diese Menschen an, die hämisch auf ihren Tod und auf den Untergang des alten Hauses warteten, wie weh ihr das Schicksal getan hatte? Immer, wenn sie an ihren Sohn dachte, verspürte die alte Frau jetzt noch, nach fast dreißig Jahren, einen körperlichen Schmerz. Ah, sie hatte ihn geliebt, ihren Jungen, und gerade weil sie ihn geliebt hatte, hatte sie ihn nach ihrem Sinne modeln wollen: sie sah noch sein trotziges, starres Gesicht vor sich, den eisigen Blick, mit dem er sich von ihr gewendet hatte, immer kehrten diese Bilder wieder, und in ihre Bücher und Rechnungen hinein flüsternten ihr heimliche Stimmen von einem verlorenen und verfehlten Leben.

Die Hausglocke ging, und Frau Rohwoldt hörte, wie geöffnet wurde. Eine kräftige männliche Stimme ließ sich hören. Die einsame Frau fühlte einen seltsamen Schauer, sie wußte selbst nicht warum. Die Stufen der Treppe knarrten, die Schritte kamen näher, die alte Magd steckte den Kopf zur Türe hinein: aber eine Gestalt hinter ihr drängte die Botin zurück und stand mit einem Male in der ungewissen Beleuchtung des kleinen Raumes da.

Was war das? Träumte sie? Ihr Sohn? Fritz? Eine Betäubung überkam sie: sie griff nach der Lehne des Sessels, um nicht zu fallen. Die Gedanken kreisten ihr wirr durchs Hirn: es war, als lösche alles, was inzwischen gewesen war, plötzlich aus, als stünde er wieder vor ihr, wie damals, in jener Stunde des Unheils . . .

Sie strich sich über die Stirn und die Befinnung kehrte ihr zurück. Sie sah dem vor ihr Stehenden mit klaren Augen ins Gesicht, und der streckte ihr ruhig die Hand entgegen.

„Ich bin dein Enkel, liebe Großmutter,“ sagte er und ergriff ihre Rechte, die sich ihm zögernd entgegenstreckte. „Du wirst es begreifen, denke ich, daß ich komme, um dich zu begrüßen — dich und das alte Haus. Vater ist tot. Ich bringe dir seinen letzten Gruß. Ueberdies habe ich geschäftlich in Berlin zu tun: es war so nahe hierher, daß ich die Reise mit meinen Plänen vereinigen konnte.“ Er sagte das letztere hastig und mit einer gewissen Unsicherheit, als wollte er sich vor sich selber entschuldigen.

Die beiden saßen sich schweigend gegenüber, und tiefe Stille war um sie her. „Wir schieden in Unfrieden, dein Vater und ich,“ sagte Frau Rohwoldt mit gedämpfter Stimme.

„Ich weiß es,“ nickte der junge Mensch. „Mein Vater hat es erkannt und hat es bereut. Aber er war zu stolz, um dir zu schreiben. Nur zuweilen, wenn es Abend war und dunkel, dann sprach er von der Mutter und der Heimat. Am Tage gab es Geschäft, Geschäft — bei uns da drüben in den Staaten sauft und braust das Leben anders als hier, und man hat nicht viel Zeit zum Nachdenken.“

„Und deine Mutter?“ fragte Frau Rohwoldt nach einer kurzen Pause.

„Die hab ich kaum gekannt,“ antwortete Fritz. „Sie starb, als ich sechs Jahre alt war. Seitdem gab es nur Gouvernanten — keine erquickliche Menschenklasse, kann ich dir versichern.“

In der Seele der alten Frau gährte es, und die hatte, während sie mit ihrem Enkel scheinbar gleichgültige Worte sprach und allerhand Fragen nach seinem Leben und Ergehen stellte, Mühe, ihre Fassung zu bewahren. War es denn möglich? Sie hatte nicht mehr gehofft, sie hatte nicht mehr wie in früheren Jahren das Schicksal angefleht, den Sohn zurückzuführen, sie hatte sich fast damit abgefunden, allein zu bleiben bis ans Ende ihrer Tage und ihre Aufgabe als erfüllt zu betrachten, wenn das alte Haus nicht eher zusammenbrach, als sie selbst — und nun war die Erfüllung aller begrabenen Wünsche mit einem Male da: der letzte Sohn des Geschlechts saß vor ihr, und um sein Antlitz war es wie die Glorie der Jugend, der Kraft, der Hoffnung, der Zukunft. Er saß da, als hätte er immer dort gesessen, der alten Frau gegenüber, und eine innere Stimme sagte ihr, daß auch ihn ein leises, aber unwiderstehliches Gefühl der Heimat umfloß und einhüllte.

„Es ist das Haus deines Geschlechtes — mein Sohn,“ sagte Frau Rohwoldt und sie richtete sich auf und stand groß und ruhig vor ihm da. „Dein Eingang sei gesegnet. Willst du helfen, das alte Haus aufzubauen? Ich und das Haus

sind beide alt und verfallen; und wirst du nicht gekommen, das neue Jahr hätte uns beide wohl nicht mehr lange aufrecht gesehen. Wir, du und ich, sind die letzten auf der Welt, die den alten Namen tragen. Er ist dein Erbe, und dieses Haus ist dein Erbe. Nimmst du es an?“

Der Enkel schloß die alte Frau in die Arme. Und während draußen die Silvesterglocken klangen, ging ein leises Raunen und Wispern durch die Balken des alten Hauses, dem nun ein neues, gesegnetes Jahr begann.



Es geht auch so!

Von Dr. Joachim von Bülow.

Als ich gestern am Potsdamer Platz stand und nach den gewohnten Klängen der Schutzmannstrompete lauschte, die mir den Weg durch die Massen bahnen sollte, wartete ich vergebens. Die Wagen schoben sich hin und her, kreuzten sich, Fußgänger wanderten dazwischen, aber was ausblieb, war der alte Quäktion des Ordners. Und siehe: es ging auch so. Nichts ereignete sich, was den Auf nach dem früheren Zustand gerechtfertigt hätte, der uns auch einmal neu war, dann gewohnt wurde, aber nie lieb. Ich wollte, ich hätte die Groschen, die für unnützes Warten am Potsdamer Platz auf den Zählern der Troschten nur in einer einzigen Woche erschienen, dann könnte ich mir eine Villa am Wannsee bauen.

Es geht auch so. Ein Wort, das sich so schön wie kein anderes verallgemeinern läßt. Es geht meistens „auch so“, wenn man dem gesunden Menschenverstande das Recht läßt, selbständig zu handeln. Im Straßenverkehr vor allem, wo jeder das größte Interesse daran hat, auf den anderen die Rücksicht zu nehmen, die er von ihm erwarten darf, und die er nur nicht nimmt, weil er die bequeme Müßiggang der hohen Polizei befaßt.

Mit dem Tage der Mobilmachung verschwand auf einmal die Höchstgrenze in der Geschwindigkeit der Autos. Es ging auch so. Sie fuhren wie der Teufel, wo der Weg frei war, jeder machte Platz, wenn es sein mußte. Der Wagenführer hatte genau das gleiche Interesse daran, keinen Fußgänger zu überfahren, wie dieser es zu vermeiden suchte, ihm in den Weg zu kommen und weil er wußte, daß er anderwärts durch Schnelligkeit einholen durfte, was er hier durch Vorsicht verläumte, so fuhr er behutsamer. Es sind gewiß nicht mehr, wahrscheinlich weniger Unfälle durch Wagen vorgekommen, als in gewöhnlichen Zeiten.

Vor allem hat man nichts davon gehört! Und daß das möglich war, daß es auch einmal so ging, ohne die tägliche Fülle der Unfälle und Verbrechen im lokalen Teil der Zeitungen, ist ein weiterer Vorteil dieser schweren Zeit. Zwar haben wir ja leider auch heute unsere Sensation in der Zeitung, aber sie ist eine ernsthafte, unpersonliche. Ueber dem Schicksal der Gesamtheit vergessen wir die kleinen Einzelfälle. Unser Blick wird weiter, wir empfinden nichts mehr bei den Ereignissen des Alltags, wenn sie nicht in geradem Zusammenhang mit dem Kriege stehen, also dem Leben des Volkes. Die Gerichtsberichte, die Meldungen von Mord und Totschlag, Diebstahl und Unfall sucht du vergebens in deinem Morgenblatte. Das heißt, du suchst sie heute schon nicht mehr, denn es geht auch so, du bist bereits daran gewöhnt, sie zu vermissen und wenn dereinst die Kriegsnachrichten fehlen, wird Platz sein für wichtigere Dinge. Denn diese Zeit hat bewiesen, daß es auch so ging.

Wenn der Stahl nicht aus Sheffield, das Tuch nicht aus England war, galt es für minderwertig. Kam die Mode nicht aus Paris, fand alle Welt sie geschmacklos. Auf einmal ist die Grenze gesunken, wir müssen eigenes Fabrikat vernutzen, eigenen Geschmack walten lassen, um unsere Frauen zu kleiden. Obendrein hören wir, daß die Sheffielder Stahlwaren meist aus Solingen, die englischen Tuche aus Cottbus und die französischen Moden vom Hausvaterplatz in Berlin stammten. Wir sehen, daß es schon jahrelang so gegangen wäre, ohne fremden Kram, wenn wir nicht den Auslandsdusel gehabt hätten, aber jetzt erst geht es wirklich auch so, ohne Queenbars und Princess of Wales, ohne Coiffeure und Modes.

Wenn uns dieser Krieg noch ein Stückchen weiter durchs Leben begleitet, werden wir noch eine ganze Menge anderer Dinge erleben, ohne die das Leben auch so geht. Schon hat sich der Gesundheitszustand der Statistik nach gebessert, weil die Leute keine Zeit haben, an ihre kleinen Leiden zu denken, weil sie sich schämen, darüber zu klagen, während die Helden draußen das Schwerste erdulden. Ein Menschenalter hat einer sein ge-

liebtes Leiden mit sich geschleppt, auf einmal vergiftet er es und liebt, es geht auch so.

Der Kaviar wird knapp, wenn auch die Ostender Austern billiger sein dürften; es wird auch so gehen, wir werden heimische Genüsse vorziehen müssen, unsere Festmähler werden einfacher, vaterländischer werden und wenn wir auf die Gesundheit unserer Helden im deutschen Weine trinken, so werden sie das herzlicher empfinden, als nähmen wir französischen Sekt. Es geht auch so.

Es wird auch so gehen, wenn wir den Kaffee dünner, den Tee seltener trinken, das Roggenbrot mit Kartoffelmehl an die Stelle des Weizengebäcks treten lassen und den heimischen Kohl statt fremden Gemüses im Winter verzehren.

Manch einer dachte, ohne ihn müßte die Welt zu Grunde gehen, wäre er nur einen Tag von Hof und Haus fort, ginge alles brunter und drüber. Da kam das kurze Wort „mobil“, seit Wochen liegt er dranken im Schützengraben, Nachrichten kommen und gehen spärlich, aber dabei ist alles in Ordnung. Da ist ein guter Freund, ein getreuer Nachbar, der sich seiner Sache annimmt, und wirklich: es geht auch so. Daß wir das Gefühl der Unerfahrenheit verlieren, daß wir lernen, uns weniger wichtig zu nehmen, uns und unsere kleinen Sorgen, das ist ein Geschenk unserer Zeit, die uns beweist, daß es auch so geht!



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Zum neuen Jahre.

In Ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezeiten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, Du rate!
Lenke Du und wende!
Herr, Dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles geleget!

Wörte.

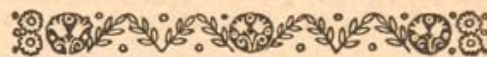
Aus dem Leben berühmter Männer.

Otto Ludwig und seine Frau. Otto Ludwig hat das Thüringer Kleinleben mit meisterhafter Treue und mit außerordentlicher Zartheit des sittlichen Empfindens geschildert und durch seine Erzählung: „Die Weiterethi“ und seine Novelle: „Zwischen Himmel und Erde“ gezeigt, wie realistische und ideale Kunst sehr wohl verbunden werden können. War doch auch in Otto Ludwigs eigenem Leben das dufelige Spiel nie rastender Phantasie und die raue Wirklichkeit eines viele Jahre währenden Siechbettes durch eine höhere Harmonie vereinigt. Wie er die treue Gefährtin seines Lebens und Leidens kennen lernte, das hat sie selber, die mit ihrem Mädchennamen Emilie Winkler hieß und eines Meißeners Bürgers Tochter war, in ihren Jugenderinnerungen später schlicht und warm berichtet. Es war die Zeit, wo Ludwig vom Studium der Musik, das er durch die Günst des Herzogs von Meiningen unter Mendelssohns Leitung in Leipzig betrieben hatte, mit Entschiedenheit zur Dichtkunst übergegangen war, also um das Jahr 1844. In einer Schleifmühle bei Meissen hatte sich der Dichter in der Sommerzeit niedergelassen, und seine Gattin erzählt: „Im Triebischthal, in der Nähe des Buschbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreund wie wenige, spazieren ging. Wir waren eines Nachmittags auf unserem Wege schon in den einsamen Teil des Tales gelangt, da begegnete uns ein junger, stattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar schönen Haupte, dessen Blick ich plötzlich wie suchend auf mich gerichtet fühlte. Er grüßte, blieb stehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen, und mein Vater zurückblickt, sieht er ihn noch immer stehen, uns, die er gleicherweise als eine unerwartete Erscheinung betrachten mochte, sinnend nachschauend. Einige Tage später waren wir auf dem gleichen Wege. Ich eile, Blumen suchend, voraus, den Berg über dem Buschbad hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen, und eben dort unter der arden Eiche, die, noch vom Buschwerk verborgen, jetzt frei vor mir liegt, sitzt Otto Ludwig. Er erhebt sich grüßend. Der lautlosen und doch so bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, sich anschließen dürfe. . . Wir verlobten uns im Laufe der nächsten Monate des gleichen Sommers.“ — Aber erst viel später war es Otto Ludwig möglich, die Ehe zu schließen, in der dann seine Frau nur allzubaal zur getreuen Pflegerin wurde.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Eine deutsche Stimme aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Im 15.—17. Jahrhundert führte die erste Klasse der Artillerie den Namen „Büchsenmeister“. Diese gingen meist aus dem besseren Bürgerstand hervor und bildeten eine Kunst. Ein im Jahre 1625 erschienenes Buch hat folgendes Titelblatt: „Büchsenmeisterei, das ist kurze doch eigentliche Erklärung deren Dinge, so einem Büchsenmeister fürnehmlich zu wissen von nöthen. Als ihre Freyheiten und Artikel zu Feld und in Besatzungen x. x. x. Mit sonder Fleiß erkundiget, in vier Büchern kurz zusammen getragen vor des Aucthors Todt mercklich verbessert: Jesu wider in Truf ausgangen, durch Christoff Dambach, dieser Kunst Liebhaber. Frankfurt am Mann in Verlegung Conrad Charions.“ — In diesem Buche ist folgende „Kürze Erinnerung, was der löblichen Deutschen Nation, unserm vielgeliebten Vaterland, unter allen andern nothwendigen Dingen am nothwendigsten“, enthalten:

„Wenn Deutschland seine Stärk könn't kennen
Und ließ sich nicht so leichtlich trennen,
Wenn ein Fürst steiff bey'm andern stünd
Und sich zu Landesschnus verbünd,
Wenn wir alle hatten recht Gericht,
Ein Ell, ein Maas, ein Münz, ein Gewicht,
Hielten Uns all an einen Glauben
Dör theten die Freyheit erlauben
Hülffen auch nicht ohne schen und graub
Sprünge bei Niederlanden zu
Pießen keinen Freund untertrüffen
Und brechen Uns selbst zu den Rücken
Denchten Uns nicht zu sicher seyn
Leichen Dewr, ehe rih weiter eyn
Wenn Uns nicht Geiz heit eingenommen
Bekriegten nicht umbs Geld die Frommen:
Hülffen auch nicht ohne schen und graub
Uns'ren Glauben selbst reuten auß
Vermitten Hoffart, Stolz und Pracht
Blieben bey unserer alten Tracht
Pießen den Euff, der hat kein Ziel
Nebten sonst ander Ritterspiel
So könn't keine Nation auf Erden
Deutschland an Macht verallichen werden
Und würden unsere Feinde alsdann
Sich mehr für Uns, denn wir für sie zu fürchten han.“



Luftige Ecke.

Die Herrin: „Hat das Senfpflaster Ihnen gut getan, Anna?“ — Die Magd: „O ja, anä' Frau, aber es hat mir mächtig auf die Zunge gebissen.“

„Dies Handtuch ist ein Scandal!“ sagte der Geschäftsreisende in dem Hotel des Goldgräberlagers. — „O nein,“ entgegnete der farbige Hausdiener, „hundertfiebzig Mann haben sich heute morgen die Hände an dem Handtuch abgetrocknet, und Sie sind der erste, der räsonniert.“

„Dieser Wein,“ sagte D. mit stolzer Miene, „liegt seit dreißig Jahren in meinem Keller.“ — V., der etwas von einem Kenner ist, schlürft kritisch an seinem Glase. „Das wundert mich nicht,“ murmelte er.

Sie: „Hatten Sie Schwierigkeiten mit Ihrem Französisch, als Sie in Paris waren?“ — Er: „Ich nicht, aber die Pariser.“

Vor langen Jahren wanderte ein Buchdrucker, der von San Francisco bis New York als „Pilger“ Haslett bekannt war, in eine Stadt in Pennsylvania ein und bat den Verleger des Wochenblattes um Anstellung. „Ja,“ sagte der Verleger, „ich kann Ihnen Arbeit geben, aber ich fürchte, ich kann Ihnen nicht viel Geld zahlen.“ — „Machen Sie mir ein Angebot,“ sagte der Pilger. — „Nun gut. Ich kann Ihnen täglich zwei Mahlzeiten geben in meinem Hause, Sie können hier in der Redaktion auf dieser Chaiselongue schlafen, und ich will für Ihre Wäsche sorgen. Dann, wenn Sie Tabak brauchen, gehen Sie gegenüber zu dem Krämer. Wir haben da ein Konto. Und oben in der Brauerei können Sie eine Kanne Bier kriegen, so oft Sie Appetit darauf haben. Außerdem werde ich Ihnen wöchentlich vier Dollars zahlen. Genügt Ihnen das?“ — „Jesse,“ sagte der Pilger, nachdem er sich das Angebot noch einmal wiederholt hatte, um es sich recht einzuprägen, „wenn ich all das kriega, wozu brauche ich denn die vier Dollars?“

„Papa, was bedeutet das: Pech in der Liebe?“ — „Nun, daß man das Mädel, das man liebt, entweder heiratet, oder daß man von ihm einen Korb bekommt.“